

Editorial

Die vorliegende Zeitung «subtext» versammelt Beiträge, die Autoren und Autorinnen unter Pseudonym auf der Homepage www.subtext.ch publiziert haben. Als Kooperation von Kunsthalle Basel und nt/Areal (vertreten durch das Redaktionsteam) soll Subtext die «freie» vorwiegend jüngere und lokale Kultur zur Sprache bringen. Die Kunsthalle Basel hat Subtext mitinitiiert, um die Stimmen der Stadt zu hören – sie ist gespannt auf die Vielstimmigkeit, aber auch auf den allgemeinen Tenor.

Wir sind alle tätig in Basel. Aber wer und was macht Basel aus, vor welchem Hintergrund, in welchem Umfeld bewegen wir uns täglich? Mit Subtext gehen wir auf Tuchfühlung: es bietet eine Plattform, persönlich oder anonym Meinungen kund zu tun. Es interessiert uns, die vielen unterschiedlichen Stimmen zu hören: Was bewegt wen in der Stadt? Wer bewegt was in der Stadt? Wo sind welche Bedürfnisse. Wer träumt wovon? Wer braucht was? Auch Basel als Zukunft zu denken, ist gestecktes Ziel. Die Kunsthalle Basel begreift sich als Ort, an dem unterschiedliche Gruppen, Meinungen und Interessen zusammentreffen. Keineswegs möchten wir losgelöst von unserem Umfeld agieren, vielmehr sind wir in einem spezifischen Umfeld tätig, dessen Qualitäten, Probleme, Fragen uns beschäftigen und inspirieren. Subtext dient zur Kontaktaufnahme, zur Diskussion, zur Vermittlung, zur Bewegung: dies sind Anliegen, die wir programmatisch vertreten.

Welche Erfahrungen hat die Subtext-Redaktion in den ersten Wochen seit Beginn des Projekts gemacht? Verwirrung stifteten vor allem zwei Fragen: die Anonymität und die Strukturlosigkeit, beides wichtige Faktoren für Identität und damit entscheidend für die Positionierung des Individuums in seinem sozialen Umfeld. Das formlose und lokal ungebundene Projekt (die Redaktion arbeitet im «Unterwegs») soll eine Öffnung begünstigen! Die Homepage haben wir bewusst als «Topf» konzipiert, wo alle ihren Beitrag losgelöst vom Kontext einbringen können. Subtext ist keine Internet-Plattform sondern eine Zeitung, die sich des Internets als effizienteste Methode für das Sammeln von Beiträgen bedient. Das Internet ist und bleibt Werkzeug.

Auch die Frage der Anonymität hat uns beschäftigt. Dabei haben verschiedene Überlegungen dazu beigetragen, mit Pseudonymen zu arbeiten. Ein Grund liegt darin, dass viele mit der gegenwärtigen Diskussion wenig zufrieden sind, aber wegen des allgegenwärtigen Spardrucks und der damit verbundenen Existenzängste nur die Faust im Sack machen. Das trifft vor allem Sparten wie Architektur, die in ganz anderen wirtschaftlichen Abhängigkeitsverhältnissen stehen als dies im traditionellen künstlerischen Umfeld der Fall ist.

Viel wichtiger schien uns aber, dass wir uns von unseren Rollen lösen und ganz andere Themen in einer vielleicht ganz anderen Art ansprechen können, sei dies als Kunstschaffende, als Beamte oder Kritikerinnen. In dieser Hinsicht ist Basel sehr klein geworden und je besser die technischen Möglichkeiten zur Vernetzung werden, desto kleiner wird die Stadt. Anonymität kann hier nur gut tun und neue Horizonte und Themenfelder zur Sprache bringen.

Die erste Ausgabe von Subtext hat nun Papierform angenommen. Soziale Form wird das Projekt am ersten Mittwoch des Jahres an unserem temporären Redaktionsstandort in der Wagenmeisterei auf dem nt/Areal annehmen. Wer uns sonst einen Besuch abstatten möchte, kann uns jeden Mittwoch in der Redaktion finden. Inzwischen wünschen wir viel Spass beim Lesen und danken allen, die sich aktiv und unterstützend an Subtext beteiligen.

die Redaktion

subtext 1 von 4

seite 2

Multiplex – nur die Spitze des Eisbergs

ikarus / freizeitkrist / schirnbild

seite 3

Neue Sicht auf die Stadt

athene / lizen kohlhaas

seite 4-5

Debatte: Kaserne – ein Ort des Misstrauens

km / schirnbild / zeno cosini

seite 6

Messeturm – schon schutzwürdig?

ikarus / mimi / johnny subtext / schirnbild / Milton E. Freeb / infozone

seite 7

Do it yourself – Aufruf zur Selbsthilfe

Milton E. Freeb / Hausfreund / schirnbild / aff / infozone

seite 8

Randgruppen deportieren?

schirnbild / thuja / hallo mama / lällekönig

seite 9

Heller Kulturunternehmer

ux / marc / schirnbild

seite 10

Eiszeit

klaus / Stéphanie / namor / aff / locher / kordalis / redrooster

seite 11

Stadtbär aus Telepolis

bebbifigger / schirnbild / arg / kordalis / josef / jury_03 / locher / staatsquelle

seite 12

subtext persönlich

schirnbild / josef / lällekönig / leber / non_artiste / thuja / glashaus

Die deutliche Abfuhr des Multiplexkinos an der Heuwaage war mehr als nur eine Ablehnung eines Bauprojekts. Sie ist auch Ausdruck für das verschwundene Vertrauen in die hoffnungslose Selbstüberschätzung der Architektur als Garantin für einen funktionierenden urbanen Raum

Multiplex – nur die Spitze des Eisbergs

Die massive Ablehnung des Multiplex-Kinos zeigt, dass sich mit Spitzenarchitektur keine Mehrheiten mehr gewinnen lassen – geprellt sind nicht nur Herzog & deMeuron sondern die Architekturstadt Basel als Ganzes

Nun ist es passiert! Zwei Drittel der Basler Stimmbevölkerung haben das Multiplexkino an der Heuwaage abgelehnt. Ein Resultat, über das sich sogar die Gegner erstaunt zeigten. Man mag viele Gründe geltend machen. In dieser oder jener Ungereimtheit, und vielleicht der unheligen Allianz zwischen SVP und Grünen die Schuld in die Schuhe schieben. Doch all dies vermag nicht über die Tatsache hinwegtäuschen, dass der Fall des Multiplex geradezu symptomatisch für eine Regierung ist, die zusammen mit ihren Chefstrategen des Verwaltungsapparats jahrelang an Projekten herumschustern, um sich dann wegen ihrer politisch-strategisch äusserst ungeschickten Einschätzungen systematisch den legitimatorischen Boden unter den Füssen wegzugraben.

Ausdruck einer urbanen Krise

Das Multiplex steht natürlich nicht alleine in der Basler Investitionsökonomie, gerade weil sie sich an den kurzfristigen Interessen einer seit Jahren

anderes als ein Interface, wie es jeder Bahnhof darstellt. Es war also nicht der Cityring mit dem Heuwaageviadukt, der dem Ort seine städtische Bedeutung genommen hatte. Wenn dieser Riegel auch sehr problematisch war, so stellte sich das heute herrschende Vakuum erst dann ein, als die Vorortslinien der BLT direkt mit dem städtischen Netz der BVB verknüpft wurden und die Haltestelle von der Heuwaage aus verkehrstechnisch logischen Gründen in die Steinertorstrasse verlegt werden musste. Wo einst ein «Bahnhöfli» (kleine Bahnstation, red.) stand, folgte eine Bereinigung der Flächen als reiner Verkehrserschlagplatz. Zu gestalten im eigentlichen Sinn gab es ohne eine Nutzung des Platzes ja nichts. Insofern war es politisch nur richtig, das Angebot der Kinoinvestoren für ein Multiplexkino anzunehmen und eine Entwicklung der Talschaft zwischen Steinen und Zoologischem Garten in Angriff zu nehmen. Was aber folgte, ist nicht ein Bild der Heuwaage als lebendiges Stück Stadt, sondern eine (wenn auch

kussion stand ja damals auch der Standort für das neue Schauspielhaus. Nun haben wir einen Theaterneubau, der sich zwischen die Brandmauern einiger Altstadtfragmente zwängt und nach aussen den Eindruck eines Boulevardtheaters macht.

Vermarktungsinstrument HdM

Ob Theater oder nicht, sei dahingestellt. Tatsache ist, dass sich die Stadtschuster schwer getäuscht haben, wenn sie glaubten, es würde genügen, das Vorhaben mit Hilfe des aus einem Studienauftrag erkorenen Projekts des bedauerlicherweise immer mehr zum Vermarktungsinstrument avancierenden Architekturunternehmens Herzog & deMeuron verkaufen zu können. Das Beispiel ist exemplarisch für eine inzwischen längst lapidare Strategie, sich mit dem Label Architektur über die eigene Unfähigkeit zur Planung und Entwicklung von Standorten hinwegzusteilen. Um so bedauerlicher ist die Ablehnung, weil damit nicht nur die Chancen für eine Entwicklung der Heuwaage auf Eis gelegt ist, sondern auch ein hervorragender Beitrag an die Architekturstadt Basel verloren geht. Das Multiplexkino als solches war kein Fehlprojekt, sondern eine Fehlplanung aus der Küche des Baudepartements.

Das Multiplex-Debakel ist nur die Spitze des Eisbergs. Es wurde viel toter Raum gebaut in den letzten Jahren. Das ist verständlich, wenn man bedenkt, dass Architektur seit Ende der 1980er Jahre ein öffentliches Interesse gewonnen hat wie lange nicht zuvor. Und so sehr sich die breite Öffentlichkeit als architekturinteressiert zu erkennen gab, so stark wurde Architektur zum Vermarktungsinstrument für schwache Nutzungskonzepte degradiert.

Alles leere Hüllen

Das zeigt sich in aller Deutlichkeit an den vielen Bauten und Umbauten, die jetzt teuer dastehen, eine wirtschaftliche Nutzung aber aussteht. In die Kulturwerkstadt Kaserne wurde überinvestiert. Das Schauspielhaus tritt an Stelle des ehemaligen Ganthauses, das, wie Klaus Littmann im Rahmen eines Events noch aufzeigte, sehr wirtschaftlich hätte ungenutzt werden können. Braucht es tatsächlich Visionäre in der Stadtentwicklung oder sind es gerade diese Visionen vom «grossen» Basel, die die Stadt so provinziell und kleingeistig machen?

Ein leerer Flughafen, ein leerer Messturm, eine leere Kaserne, ein leeres Ballade, eine leere Voltahalle und (im Vergleich zu Grossstädten) leere Strassen, in denen man dennoch nicht besser vorwärts kommt. Vielleicht sind es diese Erfahrungen, die die Stimmbevölkerung allmählich misstrauisch machen. Soll die Stadt nicht zu einer Ansammlung leerer Architektur-Hüllen verkommen, wird sich der Kanton endlich auf den Kern jeder Stadtentwicklung besinnen müssen: das Zusammenspiel von Orten und Menschen!

ikarus

Multiplexität

Plätze

Eine Stadt besteht mitunter aus Plätzen und Orten, die mit Emotionen und Erinnerungen verbunden sind. Wenn sich eine Stadt an einen Ort gewöhnt hat, lässt sie nicht gerne von diesem. Öffentliche Plätze werden einem heutzutage nur noch genommen, obschon alle vom Gegenteil reden, und dann von Bauten anfangen zu reden, die nun die neuen Plätze bestimmen. Ich frage mich dabei regelmässig, ob ich mich verfehlt oder irgendetwas verpasst habe, was man wissen sollte.

Stimmung

In der Welt der Planer spielen Emotionen nicht die Hauptrolle, auch wenn sie manchmal bemüht werden. Stimmungen eines Ortes sind eine sehr persönliche Sache, doch eines lässt sich feststellen: Die Planer und das gemeine Volk sind sich in ihrem Empfinden von Formen sehr verschieden, was ja auch nicht erstaunt, denn die Sicht des Planers hat sich an anderem Material geformt als demjenigen des normalen Publikums. Ein Ort, der nicht durchgestaltet ist, hat auch etwas Schönes in sich, sei es nur, dass er eben nicht durchgestaltet ist.

Eventkultur

Es fehlt nicht an Massenkulturevents. Sie sind das ganze Jahr anzutreffen. Ein Multiplexkino ist eine Hülle, der Inhalt gegebenermassen verborgen. Das Architektenteam ist ja auch bekannt vor allem für die Gestaltung der Hüllen, auch wenn sie sich gegen die Unterstellung der minderen Qualität der Innenräume ihrer Bauten verwehren. Die Abstimmenden werden sich wahrscheinlich gefragt haben, ob mit diesem Neubau nicht zuviel Brot und Spiele zelebriert wird.

Versprechen

Vermutlich ist es über das konzentrierte Vorgehen von Politik, Architekten, Lobby der Bauherrschaft und Monopolzeitung vielen so ergangen wie mir: Nicht wieder eine der Versprechungen, dass nachher ganz vieles gelöst sein will. Diese grossen Versprechungen habe ich in unterschiedlichen Zusammenhängen in den letzten Jahren gehört, und was dabei meistens rausgekommen ist, lässt sich galant als Bauchlandung beschreiben. Die Taktik der grossen Bauten als Beweis der eigenen Existenz, dem Niedergang noch trotzend, ein grosser Film liesse sich davon machen, wo einem das Lachen ob der Obszönitäten der grossen Versprechungen vergehen wird. Genügt «Playtime» noch, oder muss eine aktuelle Fassung her, damit Sinnlichkeit und Intimität als Qualität einer Stadt ernst genommen werden? Doch dies ist nur eine Seite der Entfremdung, denn Städte müssen noch mehr Bedürfnisse abdecken können. Und die wurden mit dem geplanten Architekturbau an der Heuwaage nicht geweckt.

schirmbild



«Es wurde viel toter Raum gebaut in den letzten Jahren»

krankenden Bauwirtschaft orientiert und sich damit selbst zum Reproduzenten einer urbanen Krise etabliert, in die sich Basel fast systematisch hineinzusteuern droht. Das mag allenfalls die Steuerprobleme lösen und Herrn Regierungsrat Vischer noch besser schlafen lassen, doch was nützt es, wenn Basel sich zu einem Steuerparadies entwickelt, wo es sich wohnt wie in Binningen, und wenn man ein Stück Stadt leben möchte – was immer mit Lärm verbunden ist – so geht man ins Swiss-Entertainment-Center Zürich. «Basel schläft besser!» So vielleicht der nächste Slogan des Stadtmarketings.

Zurück zum Multiplex! Dass das Multiplex abgelehnt wurde, ist zu bedauern, nicht weil ich Multiplexkinos etwa toll finde, sondern weil sie einfach auch zum Angebot einer lebendigen Stadt gehören. Dass es jetzt nicht dazu kommen darf, ist völlig richtig und nur verständlich. Nicht die Bevölkerung hat das Multiplex verhindert, sondern den Strategen des Baudepartements ist es nicht gelungen, ein Projekt vorzulegen, das das nötige Vertrauen in eine positive Entwicklung des Standorts hätte schaffen können. Stadtentwicklung ist an Nutzungen gebunden, egal ob es sich um ein Grosskino oder den Imbissstand an der Ecke handelt.

Vom «Bahnhöfli» zum Nicht-Ort

Beginnen wir doch von vorn. Da war einmal die Heuwaage, ein Bahnhof für die Leimentalbahn, wo die Leimentaler ankamen und über die Heuwaage zum städtischen Tramnetz wechselten. Nichts

architektonisch hervorragende) Inszenierung eines Multiplexkinos, kombiniert mit der zynischen Annahme, dass mit ein bisschen Grün darum herum die Sache geregelt sei.

Soziales Risiko anstatt Aufwertung

An dieser sensiblen Stelle der Stadt, am Horizont der sozial nicht ganz unproblematischen Steinen einen Anbieter zu platzieren, der mit anonym funktionierenden Massen operiert, ist riskant. Denn Multiplex-«Kultur» wäre für das sogenannte «bessere Publikum» nicht schon ein zwingender Grund an die Heuwaage zu gehen, wenn sie dieselben Filme in den anderen Kinos auch sehen können. Gepaart mit dem ständig drohenden Trend der sozialen Entmischung der Steinen zum sogenannten «Steinpublikum» hätten die Planer im Multiplexkin auch ein Risiko für eine Ausdehnung der latenten Problemzone Steinen bis an die Heuwaage erkennen müssen. Ein Park für Fixer und Jugendliche, die mit ihrem im Bahnhofscoop gekauften Sixpacks die Gegend unsicher machen? Ein Problem, das sich auch nicht mit der Erhöhung der Polizeipräsenz regeln lässt. (Polizeipräsenz ist ja schliesslich immer sichtbarer Ausdruck dafür, dass ein Ort als gefährlich eingestuft wird, also meide ich ihn). Wäre es nicht angebracht gewesen, einen zweiten Publikumsmagneten mit «stabilisierenden» Zielgruppen anzusiedeln und sich nicht nur auf eine eindimensionale anonyme Masse ausgerichtete Angebot des Multiplexes abzustützen? Zur Dis-

Neue Sicht auf die Stadt

Das fehlende Bewusstsein bei Behörden, Politik und Architekten für den Facettenreichtum der Stadt gibt Anlass die Thesen von Italo Calvino's «Unsichtbare Städte» aufzugreifen

Im Zusammenhang mit der Abstimmung zum Multiplexkino an der Heuwaage in Basel ist wieder einmal die Diskursarmut zu Fragen der Stadtentwicklung in unserer Stadt (und anderswo) offen zu Tage getreten. Vielleicht gibt es in Basel ja tatsächlich ein hohes Architekturbewusstsein.

1. Stadt ist Ort der Verknüpfung. Städte haben magische Momente.
2. Stadt ist Projektion der Jugendzeit. An ihr machen sich Träume der Jugend fest.
3. Man kann von der Stadt als einem Objekt sprechen oder als persönliche Glücksvermittlerin.

7. Als Ort der Kunst, Beziehungen zu Raum und Zeit zu schaffen, vermittelt die Stadt Erinnerungspotenzial und unschätzbare Wissen.
8. Stadt ist Projektion zwischen zwei Wüsten. Stadt ist Schiff für Kameltreiber. Stadt ist Kamel für Matrosen.
9. Stadt beginnt mit der Wiederholung der Zeichen zu existieren. Die Menschen reduzieren die Zeichen zu einer einzigen Erinnerung.

10. Unsichtbares bedingt Sichtbares. In der Stadt existieren zwei Religionen: Gott = Natur und Gott = Technologie.
11. Stadt ist Verwandlung. Provinzielle Grazie und wohlhabende Metropole haben ihre eigenen Götter, zwischen denen keine Beziehung existiert.
12. Die reale Stadt verdrängt die Wünsche für eine ideale Stadt.
13. Lesbarkeit ist Bedingung. Totale Durchmischung führt zu Verwirrung und Des-Identifikation.

14. Der Anfang der Stadt trägt die Entwicklung bereits in sich, bzw. in jeder Entwicklung ist der Anfang sichtbar. Es gibt zwei Arten von Städten: Jene die den Wünschen Gestalt geben und jene, wo die Wünsche die Stadt zerstören, dann zerstört die Stadt die Wünsche.
15. Stadt ist Austausch, ist Mitteilung, ist Anteilnahme.

16. Stadt ist die Folge einer persönlichen Erinnerung (quasi als Auflösung eines Traumas, bzw. als Hoffnung darauf).
17. Die Stadt ist ein Ort der Täuschung.
18. Die Stadt ist das Bild des Unerklärlichen.

19. Die Stadt ist Ort der Begegnungen, Produkt der Träume, der steingewordenen Phantasien.
20. Stadt ist der Ort der Gegensätze, des Bewusstwerdens der Gegensätze, die immer zum Gleichen gehören.
21. Stadt ist nicht das, was man von ihr berichtet. Aber die Lüge ist bereits in den Dingen.

22. Die Stadt ist der Ort der Umkehrung. Das Vage ist das Konstante in der Stadt.
23. Stadt ist der Ort des Standpunktwechsels. Eine Stadt bleibt sich treu, kann ihren Grundgedanken nicht verlassen.

24. Stadt ist der Ort der Gedankenablagung. Stadt scheint so, wie man sie (an)sieht.
25. Stadt ist der Ort der wechselnden Tugenden. Die überlieferte Stadt dominiert über die erlebte Stadt.
26. Die Tragfähigkeit einer Stadt ist begrenzt. Man lebt sicherer, wenn man die Grenzen der Belastung kennt.

27. Stadt ist der Spiegel der Beziehungen. Zu viele ungeordnete Beziehungen sind das Ende der Stadt. Sie braucht die Suche nach der Form der Beziehungen.
28. Stadt ist Ort der Anwesenheit.
29. In der Stadt streiten sich Gegenwart und Vergangenheit.

30. Stadt ist Ort für gesellschaftliche Rollenspiele.
31. Stadt muss Ort der Ambivalenz sein.
32. Die Stadt ist vielfältiger als wir sie gebrauchen.
33. Stadt wird nur durch persönliches Erleben dingfest. Städte der Einbildung sind nicht real.

34. Stadt ist Ort des Erkennens, Ort der Vertrautheit im Fremden.
35. Stadt ist Spiegel des Universums (Gesellschaft) – oder der missglückte Versuch, dem Universum gleich zu werden.

36. Die Unmöglichkeit, dass sich das Edle und das Morsche einer Stadt begegnen können.

37. Eine Stadt ist aus Elementen ihrer Vorgängerin zusammengesetzt und verliert deren Glanz, wenn das Erbe nicht bewusst gepflegt wird.

38. Gestaltetes soll nicht kopiert werden. Man kopiert nur was einem gefällt; also sind Kopien die halbe Wahrheit.

39. Der Reichtum der Stadt liegt nicht dort, wo man ihn vermutet.

40. Wenn die Stadt ihre Vergangenheit von sich weist, wird sie von ihr erdrückt.

41. Um die Wirklichkeit einer Stadt zu erfahren, muss man in sie eintauchen. Sie wechselt ihr Gesicht unter jeder Voraussetzung, unter der man ihr gegenübertritt.

42. Stadt ist der Ort der Geheimnisse, über die man vielleicht bei grosser Aufmerksamkeit etwas erfährt. Eine Stadt ist immer in Veränderung. Das ist ihr Zweck.

43. Die Welt ist eine Stadt. Städte laufen Gefahr, sich nicht (mehr) zu unterscheiden.

44. Die Erneuerung der Stadt muss aus dem Innern kommen.

45. In der Stadt vereinigen sich Gegenwart, Zukunft und Vergangenheit. Die Gegenwart ist nur von geringer Bedeutung.

46. Städte können nicht zum Voraus, in einem Guss geplant werden. Es gibt keine Idealstadt.

47. Die Stadt wird immer dichter. Immer mehr Seelen nisten sich im Laufe der Zeit ein.

48. Das Glück existiert unabhängig vom Unglück. Es entsteht durch kurzlebige Verbindungen zweier Wesen.

49. Stadt braucht Selbstsicherheit und Umsicht. Jede Veränderung muss auf ihre Auswirkungen bedacht werden.

50. In der Stadt herrscht die Nivellierung. Sie bietet immer weniger Identifikationsmöglichkeiten (Global City).

51. Der Schein macht noch keine bessere Stadt. Das Dunkle kann zufällig und jederzeit zum Vorschein kommen. Die Gegensätze bedingen einander.

52. Die Stadt hat die allgegenwärtige Dichte/Urbanität verloren.

53. Die Stadt ist ein Ort für alle Wesen. Wird das Unliebsame ausgerottet, kommt der nächste Feind bestimmt.

54. Stadt ist Ort der polaren Entwicklung. Jede Zukunft ist irgendwo schon angelegt.

Finis Palaver!

athene

Guter Sex und Wachstum für alle!

Es ist leider wesentlich peinlicher über die Schönheit zu reden als über guten Sex. Das erstere hat sich als so schwierig und letztlich als unnützlich herausgestellt, dass man seit 50 oder noch mehr Jahren zu den Dummen oder zumindest nicht zu den Kulturellen gehört, wenn man trotzdem damit anfängt.



Bild von lizen kohllaas

Ich möchte unbedingt ein Gleichheitszeichen zwischen gutem Sex und Schönheit setzen und sie dann vor allem zur obersten Leitlinie jeder Architektur setzen. Guter Sex ist das absichtslose Begehren, das bewegt ist, Schönheit ist, absichtslose Bewegung ist, Begehren etc. Und leider steht fast alle neue, coole, glatt beleuchtete maus-click-rgb-acryl-Architektur im krassen Gegensatz dazu. Wir werden ihn noch mehr hassen als die 1980er diesen ganzen coolen farbig beleuchteten Scheiss. «Form follows function», so ein Blödsinn. Wir sind doch keine Sexmaschine!

Schönheit ist ein nicht analysierbarer Widerspruch, der seine Umgebung in begehrlischer zwecklos-sinnvoller Bewegung hält. Das braucht Profile, unnütze Profile und Ornamente in zwecklos schönen hohen, nicht zu hohen Räumen. Es braucht Saft und Können. Fülle. Und vor allem braucht es den Mut, das Befinden der Schönheit als einzige Begründung stehen zu lassen. Leider bauen wir gerade die ganze Stadt mit so coolem Scheiss zu. Unsere Kinder werden sich nerven. Und weil sie dann auch noch die vielen alten (wahrscheinlich wir selbst) betreuen müssen, werden sie nicht mal die Zeit haben, den ganzen Scheiss wieder abzubauen, um Schöneres zu bauen.

Ich wünsche mir guten Sex für alle. Eine Stadt, die mich richtig anturnt, die ich begehre, vor der ich zittere, für die ich arbeite, die mich bewegt. Das wäre die Überwindung der Wirtschaftsflaute. Bekanntlich beginnt ja jedes Wachstum mit Sex.

lizen kohllaas

«Wenn Architekten anfangen, vom Bild der Stadt zu reden, dann ist es Zeit, die nächste Bürgerinitiative zu gründen»

Dieter Hofmann-Axthelm

sein, doch über das Wesen der Stadt und deren Entwicklung lesen und hören wir nur peinliche Statements. Ein Architekt ist noch lange kein Urbanist. Im Gegenteil, er verwechselt Stadtentwicklung meist mit Bauen – mit *seinem* Bauen. Da trifft folgendes Zitat des deutschen Theologen und Stadtplaners Dieter Hofmann-Axthelm wunderbar: «Wenn Architekten anfangen, vom Bild der Stadt zu reden, ist es Zeit, die nächste Bürgerinitiative zu gründen.»

Ich vermisse bei Fachleuten und Behörden, Politiker und Politikerinnen schmerzlich ein Bewusstsein über die Kultur der Stadt, ein Nachdenken über deren Wesen und – daraus folgend – eine passende und vor allem öffentliche Auseinandersetzung über deren Entwicklung(en). Stadtentwicklung ist mehr als das Übereinanderlegen von Sachplänen und aus den Differenzen ein paar unzusammenhängende und meist viel zu teure Massnahmen abzuleiten.

Hoffnung und Motivation erhalte ich hingegen, wenn ich Italo Calvino lese. Seine 55 Portraits von unsichtbaren Städten wirken erhellend und belebend. Nimmt man sich seine faszinierenden Beschreibungen zur Brust, so ist das Labyrinth für eine zukünftige Kultur der Stadt abgesteckt. Für all jene, die sich dafür interessieren, habe ich die 55 Essenzen extrahiert und präsentiere sie in konzentrierter Form.

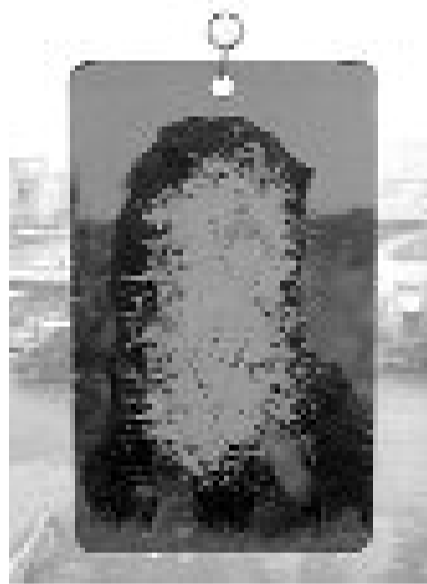


Bild von lällekönig

Es gibt viele Wege des Glücks.

4. Zur Stadt gehört auch die Stadt der Vergangenheit, die man sorgfältig in ihrer Vielschichtigkeit entziffern muss.
5. Die Stadt weckt Wünsche. Wünsche brauchen jemanden, der sie erfüllt.
6. Die sichtbare Stadt ist ein indirekter Ort; die Wirklichkeit verbirgt sich hinter Zeichen. Es bedarf des Verweilens, um das wahre Gesicht zu erkennen. Die Zeichenwelt/Unbekanntes regt die eigene Fantasie an.

beschriftungen aller arten
bilddruck, vibrogross, einzelanfertigungen.
beratung und gestaltung
konzeptionierung ihrer beschriftung,
bis zur ausführung in einem.

soWas*
Königsplatz 100, 4052 Basel, Schweiz
Tel. 079 310 11 11



Die Pleite der «Kaserne» provoziert eine Debatte zur Bedeutung und Entwicklung des gesamten Kasernenareals

Misstrauensorte

Die neue Kaserne als Vorreiter einer Kultur des Security-man

Die Kaserne Basel war lange Jahre nicht nur eine öffentliche Institution, sondern auch eine institutionalisierte Öffentlichkeit. Sie versammelte und erzeugte Bewegung unter Menschen. Auf dem Areal der Kaserne entstanden spontane Aktionen. Vielleicht war der Geist der Besetzung, die das Kasernenareal damals Anfang der 1980er Jahre der Stadt als Ort «übergeben» hatte, noch spürbar in den Kollektiven und Initiativen der Betreiber, der Betreiberinnen und ihrer Gäste.

Auf dem Kasernenareal wurden neue Ideen sichtbar – eine neue Barkultur, Partykultur, Spielkultur, Denkkultur. Wer kein Geld hatte, sass in den Sommernächten (trotzdem) auf der grünen Wiese. In den euphorischen Anfängen, als die Sperrstunde abgeschafft wurde, arbeiteten die Leute hinter der Bar, bis der letzte Gast müde wurde. Es ist nichtssagend, solche Orte «Kulturorte» zu nennen. Es war ein Ort des Vertrauens.

Begegnung als Gefahr

Was ist die Kaserne Basel im Jahr 2003? Sie ist ein Ort des Misstrauens, geschürt von Betreibern, die mit dem Personal und den Gästen umgehen, als könnte Kultur ohne sie und gegen sie «von oben» verwaltet werden. Der Versuch, aus der Kaserne Basel einen «gewichtigen» und renommierten Kulturort zu machen, geht parallel mit einer Kultivierung des Misstrauens gegen alles Lokale.

Das Vertrauensverhältnis zwischen Personal und Publikum, das die alte Kaserne von vielen «kommerziellen» Kulturorten unterschied, wird durch neue, anonymisierte Angestelltenverhältnisse aufgebrochen und durch Misstrauensrituale zerstört. Der neue Geist dieser Misstrauens-Kultur verkörpert sich im Security-Mann (und -Frau). Sie stehen, – ein Zitat welcher Paramilitärs? – in schwarzen Uniformen vor metallenen Abschrankungen und wehren den jungen Partygästen, die da kommen sollten. In ihnen realisiert sich die Idee, dass Kultur

keine Begegnung, sondern im Gegenteil jede Begegnung gefährlich ist. Dass diese Aufrüstrungsrhetorik auch andere Unterhaltungsbranchen erfasst, ist kein Argument dagegen, dass die Kaserne, einst ein «alternatives» Projekt, sich heute eifertig zum Motor dieser Tendenzen macht.

Gefahren werden heute nicht primär verhindert, sondern symbolisch evoziert. Sie schüren ein allgegenwärtiges Misstrauen, das aufgrund politischer Machtinteressen den Gesellschaftskörper global und lokal durchzieht. Misstrauen als politisch instrumentalisierbare Lebensform. Müsste ein «Kulturort» nicht gerade dazu eine Alternative bieten können?

Politik des Misstrauens

Statt dessen wird das Kasernenareal zum Vorreiter dieser Misstrauens-Kultur, die den Blick auf die Dinge der Welt verändert; die Dinge sind keine Gebrauchsgegenstände mehr, sondern werden zu potenziellen Waffen und Diebesgut. Die Menschen, die an der Kasernenbar den Wein aus Plastikbechern trinken und dafür noch ein Depot hinterlegen müssen, wissen, wo sie hingehören: auf die andere Seite, auf die Gegenseite – ein Objekt des Misstrauens. Auf der Mitte der Kasernenwiese glänzt derweil hell beleuchtet ein einsamer Abfallerimer. Und traurig stehen die perfekten Nachahmungen der alten Bar-Konstruktionen auf dem Gelände herum. Geklaute Ideen, weil sich die Betreiber selber misstrauen?

Die Kaserne Basel passt perfekt in die neue Zeit. Sie hat sich in kleinsten Ritualen der allgemeinen Politik des Misstrauens unterworfen, und es ist darum mehr als eine Ironie, dass der Betreiber der Kaserne als erster und zu Recht Misstrauen verdient hätte. Es ist die irreversible Konsequenz einer Kultur im Zeichen des Security-Mannes, einer Kultur der Anonymisierung und des Misstrauens gegen alles Lokale.

km

Re: Misstrauensorte

Erstaunt stelle ich fest, dass in diesem Anfangsbeitrag einer Kultur des Misstrauens das Wort geredet wird, und dass hierzu die Kaserne Basel als Beispiel herhalten soll. Zuerst wird eine Zeit schön geredet, die so glorreich auch nicht gewesen sein kann und auch nicht war. Dann die Feststellung, dass alles Lokale als allgemeine Tendenz (nicht nur in der Kaserne) marginalisiert werde.

Arme Macher

Dies trifft ja für die Kaserne heute nicht mehr zu. Doch es ist nicht von der Hand zu weisen, dass der vormalige Leiter der Kaserne als Mann geholt wurde, der alten Staub wegwischen und etwas neues beginnen sollte. Der Kernpunkt der zu fehlenden Debatte scheint mir eher der fehlende öffentliche Diskurs zu sein. Doch dazu ist nun das Forum «subtext.ch» da.

Wichtiger als die beschriebenen Erlebnisberichte scheint mir der Ton des Anfangspamphlets. Er weist alle Verantwortung in den Bereich einer diffusen Öffentlichkeit. Es sind ja zuletzt immer Personen, die etwas machen, das von der Öffentlichkeit als Nutzniesser gebraucht wird. In der Folge werden die Macher entweder vergöttert oder verdammt. Der weinerliche Ton des Pamphlets übergeht damit gewisse Logiken, wie Diskurs zustande kommt. Vielleicht will er ihn gar nicht. Hat sich der Autor als Streiter für eine bessere Welt hervorgetan? Ich weiss es nicht, denn dem Diskurs zuliebe sollen wir ja anonym bleiben. Es ist wie in der Öffentlichkeit, es gibt die breite Masse und ein paar Leithammel. Aber vergessen wir nicht, die meisten Leute leben sehr zufrieden damit.

Die Diagnose einer Kultur des Misstrauens ist heute Allgemeingut, dazu bekommt man oft die Klagen zu hören, dass menschliche Werte nicht mehr das Handlungsparadigma unserer Gegenwart sind. Geschichtsklitterung kann Christoph Blocher besser, doch frustrierte Meinungen gibt es auch in allen politischen Spektren. Wie der Kaserne attestiert wird, dass sie stromlinienförmig in die neue Zeit passt, dann passt dieser Beitrag auch in die heutige Zeit, schwer ist der Stimmenzuwachs der Protestwähler zu übersehen. Denn eines habe ich im Beitrag nicht entnehmen können: Was soll denn anstatt sein? Eine Rückkehr in frühere Zeiten ist uns aus Ermangelung einer Zeitmaschine nicht möglich. Da waren auch die Fronten klar gesetzt. Es wäre schade, den Begriff Kultur nur alternativ besetzen und die Politik dazu in oben/unten kategorisieren zu wollen, denn es nicht immer noch behauptet werden, dass alternative Kultur verhindert werde. Wenn es gewollt wurde, war es immer möglich. Was in einem solchen Gespräch oft gesagt wird, dass es anderswo besser sei. Na ja, dann sag ich: mach mal selber!

Mut zur Veränderung

Was dringend not tut, ist eine lokale Kultur, die denkt, die sich in Kontroversen zerreisst, wo wieder sichtbar wird, dass es um etwas geht. Aus Selbstverliebtheit scheinen wir nicht mehr bereit zur Veränderung zu sein. Ein Blick zurück kann nützlich sein, denn nicht alles war schlecht damals, doch die Gegenwart hat ihre eigenen Herausforderungen. Diese zu benennen wäre das Gebot der Stunde.

schirmbild

Re:Re: Misstrauensorte

Die Frage der Kaserne ist in einen ganzheitlichen Zusammenhang von Kulturpolitik und Stadtentwicklung zu stellen

Der Beitrag zum Kasernenareal mit dem Titel «Misstrauensorte» (...) versprach einen interessanten Einstieg in eine für die Stadt so wichtige Diskussion um die Entwicklung des Kasernenareals. Um so bedauerlicher empfand ich die Replik von schirmbild, der/die sich keines argumentativen Schliches zu schade war, die eröffnete Fragestellung mit einer banalen Killerrhetorik gleich wieder abzuwürfen.

Rhetorische Trickkiste

Es ist schwierig, Unterstellungen ad personam wie «mach mal selber» zu begege-

«Gastronomie – ein Trauerspiel, nicht nur in architektonischer Hinsicht»

nen. Auch der von «schirmbild» unterstellte romantische Regress ist ein typischer Griff in die rhetorische Trickkiste, mit dem der von «km» beklagte Verlust einer städtischen und vor allem sozialen Essenz des Kasernenareals pauschalisierend niedergeschmettert wird. Und logisch konsequent fordert «schirmbild» dann auch: vergessen wir die Geschichte und stellen uns den gegenwärtigen Herausforderungen – dies sei das Gebot der Stunde.

Natürlich kann ich mich dieser Forderung anschliessen. Nur hätte man sich diese Frage stellen müssen, als das ehemalige Leitungskollektiv den Schlussstrich unter die alte Ordnung gezogen hatte und die Kulturwerkstatt für eine Neuausrichtung und den so dringenden Wandel der im alternativen Mief allmählich erstreckenden Kaserne vorbereitet wurde. Diese Entwicklung und Transformation einer ganzheitlichen Analyse zu unterziehen, wäre wohl die erste Aufgabe. Eine Analyse, die wie ich meine, für die Kulturpolitik als Ganzes von Bedeutung ist, vor allem dann, wenn es nicht ausschliesslich um kulturelle Institutionen und ihren Betrieb, sondern eben auch um städtische Transformationsprozesse geht, die mit dem Wandel von Institutionen wie der Kaserne einhergehen. Natürlich wäre es vermessen, diesen Anspruch im vorliegenden Rahmen einlösen zu wollen, aber einige Aspekte seien im Sinne eines Diskussionsbeitrags dennoch erwähnt.

Zwei Nummern zu gross

Die Geschehnisse um die Kaserne sind geradezu symptomatisch für eine Kulturpolitik, die mehr von Träumen der Politiker, Veranstalter oder Kuratoren nach glanzvollen Events geprägt ist, als von der tatsächlichen Rolle einer kulturellen Institution für den Standort. Ich möchte nicht die ganze Geschichte der Kaserne aufrollen, sondern nur die Tatsache hervorheben, dass die Nutzung der Kulturwerkstatt durch die alternative Kulturszene erst Öffentlichkeit in das Kasernenareal gebracht hat. Und während sich rund um die Kulturwerkstatt städtisches Leben entwickelte, wurden städtebauliche Zukunftsmodelle erarbeitet, ohne die in Gang gesetzten Prozesse auszunützen und weiterzuentwickeln. Symptomatisch ist in diesem Fall, dass der Kasernenhauptbau durch das Erziehungsdepartement belegt war und damit das Potenzial eines rund um lebendigen Stadtplatzes mit einer Verbindung des Kasernenhofs zum Rheinufer systematisch ausgeklammert blieb. Während sich um die Entwicklung des

Kasernenareals auch nach mehreren Ideenwettbewerben kein Konsens finden liess, blieb die Kulturwerkstatt und das später hinzugekommenen Parterre einziger Lichtblick an einer Flanke dieses zentralen städtischen Platzes.

Eine typische Pattsituation die vielleicht dazu geführt hat, den mit der Neuausrichtung der Kulturwerkstatt einhergehenden Bruch mit der Geschichte einzuleiten und die Kulturwerkstatt durch völlig irrationale Entscheidungen in den Ruin zu führen. (...)

Im Sinne der Bauwirtschaft

Beginnen wir mit der Entscheidung für den Leiter Eric Barth. Auch wenn er sich als zynischer Mitstreiter des Basler Kulturlebens entpuppte, indem er im Rahmen der Alles-gratis-VIP-Art-Party 38 000 Franken verschenkt hat, um am folgenden Abend dem «dummen» Volk ganze 25 Franken für den abgestandenen Partymief des Vorabends abzuknöpfen, hat man einen durchaus fähigen Kopf mit grossem Potenzial buchstäblich verheizt. Die Entscheidung, Barth in die Kaserne zu holen, passt eins zu eins in die damals im Rahmen der Aufwertungspolitik für das Kleinbasel geäusserten Absichten, das Kasernenareal zum Kleinbasler Zentrum für Spitzenkultur analog dem Theaterplatz machen. Die Entscheidung für Barth gleicht aber dem hoffnungslosen Wunsch nach einem direkten Sprung von der Nationalliga B in die Champions-Ligue. Dass solche Versuche mit einem kollektiven Muskelkrampf nach 30 Minuten Spielzeit enden müssen, ist logisch. Damit verbunden ist auch die Tatsache, dass es sich schlichtweg um das falsche Haus für ein Programm der Spitzenklasse handelt. Das ganze Umbauprojekt ist (...) zum totalen Leerlauf geworden. Offenbar ist auch hier wieder einmal ein Versuch kläglich gescheitert, eine Nutzung mit entsprechendem «Style» in ein Gebäude hineinzuzwängen, obwohl es hierfür gar nicht wirklich geeignet ist.

Das Resultat erinnert an die luxuriös umgebauten Bauernhäuser oder Arbeiterwohnungen, die trotz vergleichbarer Investitionen niemals die räumlichen Qualitäten eines Neubaus erreichen können, nur dass sie mit der Sanierung ihren ursprünglichen Charme verloren haben. Vielleicht freut sich die kränkelnde Bauwirtschaft (der Gewerbeverband hat ja den Umbau mit einem siebenstelligen Beitrag unterstützt) und die Denkmalpflege über solche Fehlinvestitionen. Ganz zu schweigen von der mangelhaften lärmtechnischen Sanierung, die die wichtige Einnahmequelle durch «laute» Veranstaltungen zu einem Rinnsal verkommen liess.

Gastro-Tragödie

Auch das Gastrokonzept hat das Seine zum Fiasco beigetragen. Denn städtische Plätze leben weniger von den gebotenen kulturellen Veranstaltungen als von der Gastronomie. Und die ist ein echtes Trauerspiel, nicht nur in architektonischer Hinsicht. Was geboten wird, hat weder Qualität noch Persönlichkeit. Das Übel liegt weniger in der Kochkunst. Es gibt ja auch zahlreiche Beispiele, wo man

schlechter isst und dennoch alle hingehen, weil dort Atmosphäre und Persönlichkeit herrscht. Und in dieser Hinsicht macht vor allem die Bar den Eindruck, als hätte man eine Catering-Firma engagiert. Eine Pleite auf der ganzen Linie, die sich schon abzeichnete, als die frischgebackene Wirtin in der Basler Zeitung mit Freude zu ihrer Auswahl bemerkte, sie hätte schon immer etwas mit Kultur und Gastronomie machen wollen. Wenn der fromme Wunsch ausreicht, um die Verantwortung für einen Betrieb mit diesen Anforderungen übernehmen, dann frage ich mich, nach welchen Kriterien hier entschieden wurde.

Wie aber ist diese Geschichte zu interpretieren? Handelt es sich um Unfähigkeit oder versteckt sich hinter dem Kasernendebakel die heimliche Strategie, die alternative Szene und das historisch begründete politische Potenzial von diesem Standort zu verdrängen? Geht es nur darum, das Kleinbasel steuerzahlergerecht zu domestizieren? Oder sollte das Kasernenareal nicht besser auf den Fundamenten des einmal proklamierten und gelebten «entstoo loo» (dt: entstehen lassen, red.) weiterentwickelt werden?

Ganzheitliche Diskussion nötig

Auf jeden Fall darf die Diskussion nicht ausschliesslich in betrieblichen Fragen des Kulturbetriebs Kaserne stehen bleiben, und es ist zwingend das Gesamtareal und auch das Hauptgebäude als Schnittstelle zum Rhein miteinzubeziehen. Und vielleicht sollte man für einmal die Architekten erst dann beiziehen, wenn klar ist, in welche Richtung sich dieser städtische Platz überhaupt entwickeln soll und kann.

Die betriebliche Frage um die Kulturwerkstatt dagegen ist meines Erachtens nur zu lösen, wenn man das Haus vom Kopf auf die Füsse stellt. Es braucht ein Betriebskonzept, das auf kleinem Feuer kocht, dafür aber Qualitäten anstrebt, die sich nicht ausschliesslich auf die Oberfläche eines kulturell hochstehenden Programms beschränkt, sondern die ursprüngliche Rolle der Kulturwerkstatt als sozio-kultureller Motor für die Entwicklung des gesamten Areals ernst nimmt. Wichtig ist eine Besinnung auf die Realität des tatsächlichen Basels und seiner Möglichkeiten. Es braucht Persönlichkeiten, die sowohl wirtschaftlich als auch verantwortlich denken. Hyperrealismus ist angesagt und vielleicht täte der Kanton gut daran, als letzten Beitrag die lärmtechnische Sanierung vorzunehmen, dann aber die Subventionen zu streichen und das ganze Paket ohne grosse Auflagen an ein fähiges Team abzugeben, das den Aufgaben, die sich jetzt stellen, gewachsen ist.

zeno cosini

WIR HOLEN ALLES
BRAUCHBARE KOSTEN-
LOS AN!

WOHNUNGS- UND
HAUSHÄUMLUNGEN,
ENTSORGUNGEN.

Brockenburo
GLUBOS

Verein Miedelhof
Rappelhof 12
4057 Basel

061 681 81 04

Mit dem Brillo unterkriegen
wir die Frauen-Oase Basel.

Rhetorische Trickkiste

Eine scharfe Replik auf «Re:Re: Misstrauensorte»

Es amüsiert mich zu lesen (vgl. re:re: Misstrauensorte, red.) wie zuerst meine Polemik angegriffen wird, um in Anschluss daran im eigenen Gedankenfluss nichts wesentlich neues gesagt zu haben. Es ist in der Rhetorik nicht unüblich dem Gegenüber die Wichtigkeit dessen Argument mit allen (stilistischen) Mitteln kleinzureden, um dann elegisch über die eigene Sicht zu schwelgen. Und gelegentlich wird dann auch zu polemischen Mitteln gegriffen.

Ich müde geworden von immer wiederkehrenden Argumenten im Zusammenhang mit der «Kaserne», die sich alle im Ton gleichen: Früher sei es besser gewesen! Sich über die Änderung der Zeit zu beklagen und diese wieder in einer nicht gerade fantasiereich verdeckten Form einzufordern, liegt vielleicht politisch nicht so verkehrt. Mir dennoch vorzuwerfen, ich mache es mir gar zu einfach, die besagten Argumente als romantischen Regress abzutun, will es einfach nicht wahr-

Re: Rhetorische Trickkiste

Gefordert ist eine Kultur- und Stadtentwicklungspolitik die unternehmerisches Denken und kulturelle Verantwortung unterstützt und weiterentwickelt

Ja, lieber «schirmbild», auch du machst mich schmunzeln mit deinen Rundumschlägen. Natürlich gefällt mir dein Engagement und ich könnte mich locker und stundenlang in dieser Form hin- und herstreiten. Das wäre ganz amüsant und würde mich in meine Universitätszeit zurückversetzen, wo wir stundenlang diskutiert haben, ohne effektiv was auszusagen, aber mit dem klaren Ziel, aus einem Streitgespräch als Gewinner hervorzugehen. So lange die Geschichte spielerisch bleibt, mag es noch vertretbar sein. Doch angesichts der offensichtlichen Probleme, mit denen die Stadt zu kämpfen hat, droht hier Gefahr, dass es zynisch wird. Das möchte ich nicht. Ich mache also den versöhnlichen Versuch,

der Ort, sobald eine Veränderung eintritt, in den Sumpf der unterschiedlichsten Interessenkonstellationen geraten.

Wenn schon sprengen, dann alles!

Das Areal ist historisch überformt und damit gebe ich dir recht. Es darf auf keinen Fall darum gehen, die guten alten Zeiten heraufzubeschwören, die gar keine sind. Und es wundert mich auch nicht, dass aus einer über Jahrzehnte anhaltenden Unfähigkeit, die Potenziale dieses Platzes zu nutzen, Jacques Herzog, schlaue wie er ist, mit dem Vorschlag des Abbruchs des Kasernenhauptbaus daher kommt. Angesichts der Ratlosigkeit ist der Vorschlag sogar politisch realistisch, (...) weil mit dem Zerschlagen des

als solchen zu. Denn hier sind tatsächlich schnelle Lösungen gefragt.

Diesbezüglich sehe ich es als zwingende Voraussetzung an, wie Martin Heller in «vis-à-vis Nr. 13/03» fordert, mehr Unternehmertum in die Kaserne zu bringen und sich von der Wohlfahrtsstaatsmentalität der Subventionsempfänger zu verabschieden. Angesichts der allgemeinen wirtschaftlichen Krise kann es nicht angehen, sich gegenseitig die Subventionen streitig zu machen. Gefordert ist mehr unternehmerisches Denken. Da gehe ich ganz mit Heller einig, nur verzichte ich auf die Euphorie, mit der er sein Credo zu vermarkten sucht.

Mehr Unternehmertum heisst nicht zwingend, sich blind an Geld und Kapital zu orientieren. Unternehmertum ist auch eine Form von Klugheit, die das Verhältnis von Input und Output so zu moderieren versteht, dass die Seite des Outputs höher ist als diejenige des Inputs. Und die Zeiten, wo jede Investition gleich einen Mehrwert darstellte sind endgültig vorbei. So stellt sich für jeden Betrieb wohl die Frage, wo das optimale Verhältnis zwischen Aufwand und Ertrag angesichts vorhandenen materiellen und immateriellen Ressourcen liegt.

Diese Frage nach der Liga, in der man spielen möchte und kann, muss auch im Verhältnis des Möglichen gesehen werden. Dieses Bewusstsein zu pflegen und zu entwickeln ist wohl ein erster Schritt aller Kulturinstitutionen. Hieraus scheint mir nur logisch, vor dem Sprengen des Schlosses mal zuerst die Köpfe der Könige rollen zu lassen und wirklich denjenigen die Gelegenheit zu geben, die fähig sind ein besseres Verhältnis zwischen Ausgaben und Ertrag zu generieren.

Freie Szene als Vorbild

Es gibt diese Kulturschaffenden ja noch in Basel. Sie haben sich zu wichtigen Institutionen der Stadt herausgebildet, ohne dass deren Betrieb subventioniert werden musste. Interessant ist in diesem Zusammenhang, dass es sich um Ansätze handelt, die Gastrobetriebe (bzw. Vermietungsunternehmen, red.) gegründet haben und – im Rahmen der erwirtschafteten Überschüsse – dann auch Kultur anbieten. Voraussetzung hierfür ist natürlich, dass Räumlichkeiten und Infrastrukturen zu entsprechenden Konditionen verfügbar sind, und die Möglichkeit nicht ausgeschlossen ist, dass gezielte finanzielle Unterstützungen von Einzelprojekten noch möglich sind. Der Werkraum War-teck funktioniert ähnlich, die Cargobar ebenfalls und das inzwischen weit über die Grenzen Basels bekannte nt/Areal ist einer der Orte, der einen «kultivierten» Stil pflegt und eben kein Ort des Misstrauens ist. Auch das Unternehmen Mitte lässt sich dieser Denkweise zuordnen, wenn auch hier ganz andere Mechanismen spielen. Warum nicht die Kaserne an solche «Unternehmer» und «Unternehmerinnen» abgeben, von denen nicht nur ein grossgekotztes Programm und die hohle Hand zu erwarten sind? Betriebe, die bedroht von den Widerlichkeiten des Lärmschutzvollzugs noch immer die Energie aufbringen, zu zeigen, dass es auch anders geht – ja eben wie es sollte. Das hat nichts mit einer selbgestrickten alternativen Szene zu tun. Das sind Antworten auf die Herausforderungen der Zeit. Ich habe gehört, dass offenbar bevor das nt/Areal entstanden ist, das gleiche Team sich um den Kasernenhauptbau beworben hatte und der Regierung unter dem Titel Lofthotel einen Vorschlag unterbreitet hat. Neben Restaurant und Bar

wurde ein völlig neues Hotelkonzept vorgeschlagen, wo Gasttheater, Gastkünstlerinnen oder auch ausländische Novartismitarbeiter für beschränkte Zeit hätten wohnen und arbeiten können. Der Novartis Campus zielt eindeutig in diese Richtung und wenn ich an die Ausgaben denke, die das Stadttheater für mittelmässige Gastwohnungen hat, dann wird mir schlecht angesichts der von echt fähigen Köpfen in Aussicht gestellten Ertragsmöglichkeiten.

Trauriges Basel

Vielleicht versteht «schirmbild» jetzt auch besser, warum ich fordere, die Kaserne für zwei zusätzliche Millionen lärmtechnisch zu sanieren. Es ist wohl die einzige Investition, die auch Einnahmen generiert. Und groteskerweise wird mit dem neuen Gastgesetz denjenigen der Hahn zugedreht, die mit grossem Mass an Eigenverantwortung und Engagement ein neues Verständnis einer kulturellen Öffentlichkeit pflegen, ohne die Staatskassen wesentlich zu belasten. Ganz zu schweigen von der fast hoffnungslosen Lage des Nachwuchses, der bekanntlicherweise sehr viel Energie und Engagement auf sich nimmt, um etwas zu realisieren und kaum eine Chance bekommt, sich auch entsprechend zu entwickeln. Ein Jugendkulturfestival ist ja eine schöne Sache. Aber wenn die Polizei, nachdem in der Innenstadt um 24 Uhr Schluss ist, mit einem Grosseinsatz in den Aussenquartieren sämtliche Parties abstellt, so sag ich nur «trauriges Basel». Natürlich wäre mir lieber, die zwei Millionen einzusparen und damit aufzuhören, dass ein sich gestört fühlender Nachbar ausreicht, alles zu unterbinden, was den Menschen Freude bereitet.

Konsequente Alternative

Vielleicht ist mein Vorschlag zu hart und auch falsch. Man ist einen Schritt gegangen und kann auch nicht zurück. Vielleicht wird man auch den jahrelangen Anstrengungen der Verantwortlichen nicht gerecht. Wer kulturell aktiv ist, kennt das Problem der Selbstausbeutung. Wir möchten ja nicht, dass der Blinde den Lahmen Krüppel schimpft. Und ich habe keine Probleme damit, wenn die Kaserne auf ein neues und sogenannt gehobeneres Publikum ausgerichtet wird. Aber dann bitte in einem Umfeld das auch eine entsprechende Atmosphäre und Stil bietet. In diesem Fall wäre, (fast) alles beim (heutigen) Alten zu lassen und mit ein bisschen betrieblicher Kosmetik das Haus ausschliesslich für Theater, Tanz und gemässigte Konzerte zu etablieren. Damit auch eine dem Theaterpublikum entsprechende Identität des Orts möglich wird, müssten wir aber so ehrlich sein und das tun, was implizit schon im bestehenden Konzept angelegt ist: Verzicht auf die lauten Konzerte und DJ-Events für das vorwiegend jüngere Publikum. Als Kompensation wäre ein in der Höhe der investierten Millionen in die unternehmerisch denkenden Kulturschaffenden zu investieren, mit dem Auftrag, zusammen mit dem Nachwuchs Konzert- und Veranstaltungsbetriebe aufzubauen und ihnen dabei zu helfen, auch einen entsprechend persönlichen Charakter zu entwickeln. Das wäre ein interessantes Experiment und es würde mich nicht wundern, wenn aus dem Geld drei oder auch mehr solcher Orte entstehen würden und es bald auch für die Zürcher einen Grund gäbe, Gleis 7 nach Basel zu nehmen und nicht umgekehrt.

zeno cosini



haben, dass nicht von neuen Ideen die Rede sein soll, sondern die Rückkehr zum bewährten Alten. Dem entsprechend schreibt «zeno cosini» auch viel über das Vergangene. Am Schluss wird gefordert, sich auf die «Realität des tatsächlichen Basels» zu besinnen, um seinen Argumenten dann auch noch mit dem Prädikat «es ist doch Tatsache!» die Absolution zu erteilen.

So gehe ich auch mit den Schlussfolgerungen von «zeno cosini» nicht einig. Er redet schon fast der Verschwörung das Wort, und fast sind auch die richtigen Argumente zur Hand, die das vermuten lassen sollen. Für meine Begriffe wäre es hier angemessen gewesen, die verschiedenen Mitspieler des Monopoly mit Namen zu nennen, ihre Positionen darzulegen und wie sie zu ändern wären. Die Spieler ändern, und auch deren Interessen. Vielleicht könnte ein Redaktionsmitglied hier fördernd mithelfen, indem die Akteure und deren Mittel genannt werden?

Wie sähe denn «zeno cosinis» Konzept für die Kaserne aus, wenn die Subventionen gestrichen wären, aber stattdessen die Lärmsanierung finanziert ist? Ich kann es mir nicht hyperrealistisch noch sonst wie vorstellen. Tut mir leid, «zeno cosini» aber das war ein glatter Durchfall! Oder war das Dein Beitrag zu www.shrinkingcities.com?

schirmbild

die Diskussion auf eine konstruktive Ebene zu führen und starte bei einem gemeinsamen Anliegen. (...)

Eine Frage der Stadtentwicklung

Dein Beitrag zum Multiplexkino traf meines Erachtens eine Reihe von Fragen, die sich auch bei der Kaserne stellen. Vor allem im letzten Abschnitt schreibst du: «Vermutlich ist es über das konzentrierte Vorgehen von Politik, Architekten, Lobby der Bauherrschaft und Monopolzeitung vielen so ergangen wie mir: Nicht wieder eine der Versprechungen, dass nachher ganz vieles gelöst sein will. Diese grossen Versprechungen habe ich in unterschiedlichen Zusammenhängen in den letzten Jahren gehört, und was dabei meistens rausgekommen ist, lässt sich galant als Bauchlandung beschreiben. Die Taktik der Bauten als Beweis der eigenen Existenz, dem Niedergang noch trotzend. Ein grosser Film liesse sich davon machen, wo einem das Lachen ob der Obszönitäten der grossen Versprechungen vergehen wird.» (vgl. Multiplexität, S. 2) Und genau hier beschreibst du treffend ein allgegenwärtiges Krisenphänomen, von dem auch die Entwicklung des Kasernenareals betroffen ist. Das Problem liegt dabei weniger in irgendwelchen Verschwörungen, es ist mehr struktureller Natur. Und angesichts der knappen Kassen sowohl beim Staat als auch bei der Privatwirtschaft, wird je-

gordischen Knotens ja implizit das Versprechen einhergeht, dass jetzt endlich etwas passiert und alle darüber froh sind. Sogar der Integrationsbeauftragte und recht differenziert denkende Thomas Kessler lässt sich darauf hin zum Vorschlag eines absolutistischen Volksspektakels hinreissen, das Gebäude gleich zusammen mit einem Opernaufführung sprengen zu lassen.

Nicht dass ich einen Abbruch ablehnen würde, aber es scheint mir grotesk, Millionen in die Ställe zu investieren, während man das «Schloss» sprengt. Sprengt wenn schon alles und löst das Problem richtig! Das wäre ehrlich und hätte bei weitem mehr Potenzial als denkmalgerechte Kompromisslösungen, wo beide Türme noch stehen bleiben sollen. Nur wer glaubt schon angesichts des etwas unglücklich agierenden obersten Bauverwalters Fritz Schumacher noch daran, dass das Baudepartement in der Lage sein könnte, einen inhaltlich und politisch konsistenten Beitrag zur Stadtentwicklung zu präsentieren. (...)

Unternehmerische Klugheit und kulturelle Verantwortung gefragt

Der Lösungsvorschlag einer Sprengung würde (...) wohl in einer kurzen Euphorie mit anschließender Ratlosigkeit münden. Lassen wir mal das Sprengen und wenden uns dem Ist-Zustand und den kurzfristig möglichen strategischen Entscheidungen

Kulturelle Praxis von der künstlerischen Nachbesserung des Messeturms bis zur Selfmade-Kultur als Hobby

Schon Schutzwürdig?

Der Architekten Kritik an Ernst Beyelers Vorschlag zur künstlerischen Nachbesserung des Messeturms wird zum Eigengoal

Ernst Beyeler ist unzufrieden mit dem Messeturm und sammelt jetzt Unterschriften für die künstlerische Nachbesserung des Bauwerks. Ein Wettbewerb unter Künstlern soll eine Lösung herbeiführen, die dem Bau den dringend nötigen Schliff verleiht.

Der Aufschrei unter den Architekten war vorprogrammiert. Allen voran Morger & Degelo, die sogenannten Schöpfer des höchsten Gebäudes der Schweiz (aber nur zweithöchsten Bauwerks innerhalb der trinationalen Agglomeration). Natürlich zeigen sie sich zufrieden mit dem Bau und möchten einfach nicht zugeben, dass es eben nicht ganz so einfach ist, ein Hochhaus mit über hundert Metern Höhe zu bauen, wenn man sich den Massstab eines normalen städtischen Gebäudes gewohnt ist. Rückendeckung für die Unantastbarkeit des Messeturms und für Architekturwerke ganz allgemein erhalten Morger & Degelo von Sylvia Gmür, Präsidentin des Bund Schweizer Architekten (BSA), mit dem lapidaren Rekurs auf das Urheberrecht. Architektur wie auch Kunst sei als geistiges Eigentum zu betrachten und somit zu schützen. So wenigstens fasst Georg Schmidt in der BaZ die Stellungnahme der BSA-Präsidentin zusammen.

Architektur ist tatsächlich geistiges Eigentum. Das bestreitet auch niemand. Hieraus aber zu schliessen, dass damit das Bauwerk als solches unantastbar wird, ist ein absoluter Fehlschluss. Denn geistiges Eigentum ist und bleibt geistig. Frau Gmür verdreht damit den Sinn des Begriffs, dessen grundlegende Bedeutung darin liegt, den Urheber eines nicht patentierbaren Produkts davor zu schützen, dass sein Werk kopiert wird. Der Messeturm darf also nicht

von Dritten kopiert werden, und das ist auch gut so. Dass aber damit selbstredend das aus dem geistigen Eigentum hervorgegangene Objekt mitgeschützt werden soll, entstellt nicht nur den Sinn, sondern ist auch ein Biss in den eigenen Schwanz der Architektengemeinschaft. Wie hätte Frau Gmür jemals einen ihrer Umbauten realisieren können, wenn man da ihre eigene Position konsequent zu Ende gedacht hätte? Paradoxerweise dürfte sich gerade das konservative Lager der Denkmalpflege und Heimatschutz freuen, die sich in ihrer Forderung nach einer Rekonstruktion des Originalzustands direkt bestätigt sehen. Die Unantastbarkeit eines Gebäudes zu proklamieren, dem in dreissig Jahren mit Ausnahme der Abbruchfirma wohl kein Hahn nachkrähen wird, ist vermessen und Ausdruck einer hoffnungslosen Selbstüberschätzung der Architektenschaft hinsichtlich der künstlerischen Bedeutung von Architektur.

Zu allem Elend stützt sich diese Kritik noch auf einen antiquierten und musealen, bzw. monumentalen Kunstbegriff, als ob Kunst in den letzten Jahrzehnten nicht zahlreiche Spielarten entwickelt hätte, wo das eigentliche Werk nur als Dokumentation bestehen bleibt. Die entscheidende Frage wird sein, wie lange der Messeturm unangetastet bleiben soll. Aus baukünstlerischer Sicht werden kaum die gestalterischen Qualitäten des Pseudomonolithen einen Schutz rechtfertigen. Allenfalls kann man dem Messeturm die Qualität einer Performance der Selbstdarstellung architektonischer Spitzenleistungen beimessen, aber hierfür wäre eine entsprechende Dokumentation völlig ausreichend.

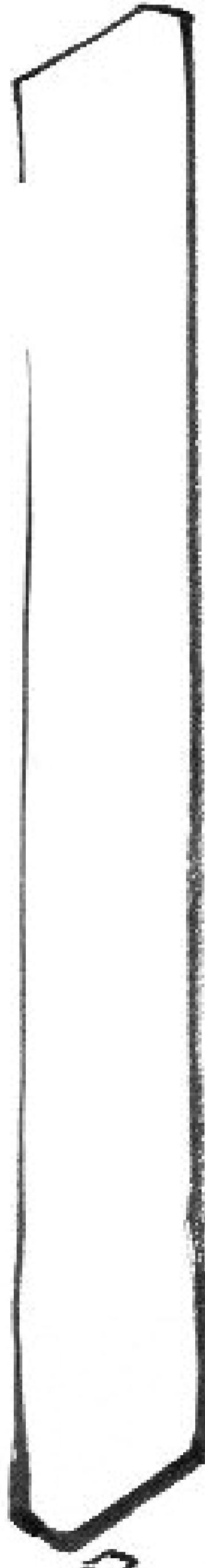
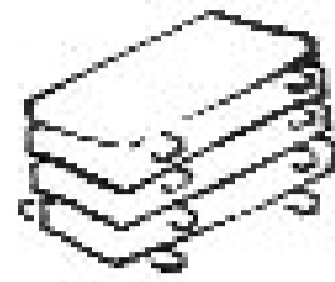
ikarus

Tower to the people. Now!

Der neue Messeturm in Basel soll das neue Wahrzeichen der Stadt sein. Immerhin ist er das höchste Gebäude der Schweiz. Wer versucht, das neue Wahrzeichen zu besuchen, zu besteigen oder gar einen Blick vom höchsten Aussichtspunkt hinunter zu werfen, scheidet kläglich. Öffentlich zugänglich sind nur das edle Foyer im Eingang und ein Restaurant und Bar im dritten Stock, die zumindest für die Fernsicht wenig attraktiv erscheinen; die darüber folgenden Etagen sind in der Hand vom Hotel Ramada Plaza und privaten Mietern der Büroräumlichkeiten und zwar bis zum letzten Stock. Das Wahrzeichen darf bislang von weitem bestaunt werden; zukünftig noch verkleidet mit Werbeträgern?

Jetzt soll im obersten Stock eine Bar nach der Vorlage der Bar Rouge auf dem Expo-Gelände in Yverdon eingerichtet werden. Ein bisschen szenig, ein bisschen exklusiv – aber immerhin. Und warum erst jetzt? Wäre es nicht selbstverständlich gewesen der Bevölkerung einen Zugang zum Messeturm zu ermöglichen? Es sieht aus, als ob die Stadtplanung in Basel nun auch noch in die Höhe privatisiert. Wenn die Behörden solchen Gebäuden als Rekordträgern zustimmen, die zwar ein öffentliches Wahrzeichen symbolisieren sollen, gleichzeitig aber für die Öffentlichkeit kaum erlebbar sind, so stellt sich die Frage, ob Investoren hier nicht zu viel Raum gegeben wird? Stadtplanung ist eine gemeinnützige Aufgabe, die nicht zulassen darf, dass sich privatisierte Zonen weder in die Höhe noch in die Weite übermässig in der Stadt ausdehnen und die Bewohnerschaft von öffentlichen Highlights ausschliesst.

mimi



Randnotizen

Das Schönste in Basel

Das Schönste an Basel ist die Hauptstrasse von Saint-Louis.
Das Schönste an Basel ist der Dorfplatz von Huningue.
Das Schönste an Basel ist die Palmrheinbrücke.
Das Schönste an Basel sind die Rheinschiffe.
Das Schönste an Basel ist der Markt in Lörrach und Saint-Louis.
Das Schönste an Basel ist das Vitra Design Museum in Weil-am-Rhein.
Das Schönste an Basel ist die Nordtangente.
Das Schönste an Basel ist das Glashaus in Weil am Rhein.
Das Schönste an Basel ist das nt/Areal.
Das Schönste an Basel ist der Flughafen Mulhouse.
Das Schönste an Basel ist der Messeturm.
Das Schönste an Basel ist der Imbiss auf Gleis 4 des Badischen Bahnhofs.
Aber Johnny Subtext will einen Globus des Kantons Basel-Stadt kaufen.

johnny subtext

Messeturm als Chance!

Es wird berichtet, Ernst Beyeler sei unzufrieden mit dem Messeturm. Ich bin auch unzufrieden mit dem Messeturm. Noch sammle ich Legosteine um den Turm damit einzuschalen. Wer hilft? Gebt das Geld, das ihr eh nur für ungesunde Schlecksachen an Weihnachten ausgeben wolltet, nicht dem Kasko, sondern mir. Auch andere Vorschläge sind willkommen. Als Gegenwert könnt ihr Geschichte mit euren eigenen Händen machen! Der Messeturm als Chance!

schirmbild

Messeturm

Ich ha di gwart.
Sicher öppe drei mol.
Denn ha di gschupft.
Du hesch nid welle abe cho.
Sälber Tschuld.
Und denn di Absturz.
Ich ha jede Zentimeter gfilmt.
Lueg wie's Bluet spritzt.
Und denn ab im Liichewaage.
So schön. Hai, gohts mir guet.

Milton E. Freeb

Gegenöffentlichkeit

«Kultur als realisierte Gegenöffentlichkeit nimmt eine Haltung an, die sich als Ausbildung von Handlungs- oder Kritikfähigkeit beschreiben lässt.»
BüroBert

infozone

PROGRAMMZEITUNG
KultOUR de Bäle

MONATLICH ÜBER 1'000
AUSGEH-TIPPS

Bestellen: Sie jstzt die Programmzeitung zur Kultur im Home-Basel

Programmzeitung SPP 313 | 4001 Basel |
T 061 262 20 20 | F 061 262 20 20 |
info@programmzeitung.ch | www.programmzeitung.ch

GALERIE DAEPPEN

Daniel Lahäli

28.01. - 13.03

Müllholzwegstrasse 144
4057 Basel

Mi - Fr, 15 - 20 Uhr &
Sa 12 - 17 Uhr

www.gallery-daeppen.com

Auf zur Vollversammlung!

Das ist ja nett, eine offene Gesprächs-, respektive Schreibplattform über unsere Kultur! Nun gut, wir haben eine Kultur. Unsere brave zivilisierte Schweizer Kultur – ein kleines Ästchen, Teil des globalen Kulturgeschichte-Stammbaums. Meines Erachtens nicht mehr und nicht weniger als elsässisches, georgisches, afrikanisches oder asiatisches Kulturschaffen. Dabei frage ich mich: Funktioniert unser Kunst- und Kulturbegriff in den anderen «Kulturbetrieben»? Nehmen wir uns als Westler, und auch generell nicht zu wichtig? Die westliche Kunst als globaler Massstab? Nein? Dann funktionieren unsere Kunstwerke und Betrachtungsweisen nicht global. Und trotz Internet und Drum und Dran bleiben wir in Basel, der Dorfstadt, in unserer Rote. Also rotten wir uns zusammen! So eine

«Rundumschlag-offen-für-alles Plattform» will gelebt und ausgekostet werden, daher mein Vorschlag: Auf zur Vollversammlung!

Warum treffen sich nicht alle Künstler und Künstlerinnen des Basler «Künstlerkreises» voll versammelt in der Basler Kunsthalle. Die Gesprächsmanieren einer «VV» müssten den älteren Semestern unter uns doch noch geläufig sein, oder? Wer weiss, was so eine Runde in einer offenen und aufgeschlossenen Künstlergemeinde zu Tage bringen könnte? Die Adresslisten der «Regionalen» liegen bestimmt im Sekretariat vor. Wie nett wäre eine kleine «VV»-Einladung im Briefkasten all jener, die sonst von dieser Stelle nur Absagen bekommen! Na dann Prost meine Freunde und auf zur VV!

Hausfreund

Do it yourself!

Kultur verliert sich in wirtschaftlicher Abhängigkeit. Ein Aufruf zur Selbsthilfe

Künstler, Schreiberlinge! Hört auf zu Jammern! Wir alle sollten uns einfach die Freiräume erobern, wo sie sich ergeben. Dass in Basel nichts oder vieles schief läuft, wissen längst alle, die es was angeht. Wo Legalität und Finanzen das offizielle Stattfinden von Kultur bestimmen, lautet das Gebot der Stunde: weitermachen! Und zwar mit einer gewissen, noch zu erarbeitenden Narrenfreiheit, auch auf Konfrontationskurs. Gemeint sind nicht irgendwelche hirnrissigen Strassenschlachten.

Quasi-Performance-Phänomene

Aber wer sich ausschliesslich an der Legalität oder der bestehenden Ordnung orientiert, verankert im Prinzip, dass die

schärfte Zweiteilung der Lebensschancen nach finanziellen Möglichkeiten Einzugs halten.

Es wird wenige «Gewinner» geben und viele «Verlierer». Bereiche wie Umweltschutz, Bildung, Gesundheit und Kultur werden zunehmend den Individuen und ihren finanziellen Ressourcen überlassen. Was heute offiziell an Kultur stattfindet, ist irgendwie erkaufte (Spielhaus, Theater, Bebbi-Jazz, Architektur) oder breit absetzbar (riesige Wurst- und Bier-Feste für die Massen, Tourismusfolklore). Glücklicherweise sind diejenigen, die ins Schema passen. Aber diese Auswahl wird sich nicht von sich aus ausweiten, genau so wenig, wie verlorene Arbeitsplätze wieder kommen werden.

«Bringt Kultur dorthin, wo sie entsteht!»

fahrbare Bierpromotion in der Staine (Steinenvorstadt, red.) oder der Gerbergasse das einzige Quasi-Performance-Phänomen der Innenstadt bleiben wird. Wir werden in Zukunft eher noch weniger auf Unterstützung oder vorteilhafte Behandlung von «oben» zählen können.

Die Stadt Basel hängt im Grossen und Ganzen am Tropf der Chemischen Industrie. Diese ist im globalen Wettbewerb gefangen, und die Menschen hier werden sich noch manches «Kunststück» einfallen lassen müssen, damit nicht noch weitere Teile des Zwischenmenschlichen nach wirtschaftlicher Verwertbarkeit sortiert werden. Falls nicht bereits passiert, wird sich über kurz oder lang für die meisten von euch das Kunstgeschäft, die institutionalisierte Kunstpräsentation (und ich meine damit nicht nur die grossen Häuser) als Option genau so verabschieden, wie in zunehmendem Masse Menschen ihren Job verlieren oder keinen finden werden. Ich hoffe, dass niemand von euch kreativen, sensiblen Geschöpfen dies als entmutigendes Werturteil an seiner Arbeit missversteht oder sich darauf beschränkt, auf bessere Zeiten im Kunstbetrieb zu warten. Der Aufschwung wird nicht kommen, statt dessen wird eine ver-

Kreativität und Mut gefragt

Ich denke deshalb, dass es ungeheuer wichtig ist, die durch die Ausgliederung entstandene Chance zu nutzen. Und es ist eine grosse Chance, gerade für eine lebendige Kultur. Ich meine, dass eure kreativen Köpfe und Hände viel mehr in der zukünftige Gesellschaft der (materiellen) «Verlierer» benötigt werden, in der die Gemeinschaft wieder mehr zum Tragen kommt und Alternativen erarbeitet werden müssen.

Deshalb schon heute: Erwartet nichts von oben: DO IT YOURSELF! Bringt Kultur dorthin, wo sie entsteht! Bringt die Kultur dorthin, wo Geselligkeit stattfindet! Bringt Kultur zurück auf die Strasse, in euer Quartier, bringt Kultur in den Wohnraum! Erschliesst euch mehr eigene Kanäle! Erschliesst mehr Raum! Schafft viele kleine Jugendkulturfestivals (statt einem riesigen)! Rockt wo ihr bock habt! Baut eigene Galerien und Laien-Akademien, wenn euch der Sinn nach institutionellem Betrieb steht! Ist es denn eine Schande, wenn «Kultur schaffen» ein Hobby ist und bleibt? Wer kann euch Anerkennung geben, wenn nicht Ihr selbst?

Milton E. Freeb



Bild von ras le bol

Re: Voll@usstellung

Lieber Vollversammler

Die Anregung für eine Vollversammlung macht mich schmunzeln. Zugegeben, ich erwarte keine Besserung der Situation mit dem Instrument der Vollversammlung.

Ich habe da auch ein paar Fragen. Ist die Schweizer Kultur so brav und zivilisiert, wie du es sagst? Es gibt gute Beispiele, um dies zu untermauern, aber die zahlreichen Beispiele, die wiederum das Gegenteil belegen, sprechen ja auch für sich! Wenn dich schon eine singuläre Sicht des herrschenden Kulturdiskurses stört, dann müsstest du auch Bescheid sagen, welche denn gemeint sein soll. Schon innerhalb der Stadt haben wir eine Vielfalt von Kunstpraktiken, dass mir nicht klar ist, warum alle auch Kunst genannt werden, da sie sich in ihren Aussagen auch gegenseitig ausschliessen. Dieser Diskurs ist aber nicht so neu.

Im Vorfeld der Regionalen ist ja der Diskurs über die Wertesysteme innerhalb der Kunst nicht so abwegig. Was wir da zu sehen bekommen ist nicht nur Qualität, es ist Ausdruck des heimischen Schaffens, was ein abendfüllendes Thema an sich ist. Vorwiegend jüngere Kunstschafter werden gezeigt, geht es schliesslich den Institutionen auch darum, im Wettbewerb untereinander zu bestehen. Würde da eine Versammlung der Künstler – was heisst hier denn voll? – etwas ändern? Kann man davon ausgehen, dass die Gründe für eine Zusammenrottung wirklich so allgemeinnütziger Natur sind?

Schaut man den Galerienführer der Stadt an und zählt dann noch die unzähligen Ausstellungen in Coiffeursalons und Cafés hinzu, ist die Menge des Gezeigten allein schon erschlagend. Der Verdrän-

gungswettbewerb unter den Künstlern in Basel ist gross, doch ist nicht nur deren Anzahl ausschlaggebend dafür, dass sich einige an Orten präsentieren, die für sich schon «Kunst» schreiben. Viele der an der Regionale versammelten Künstler würden sich weigern, in einem Restaurant etc. auszustellen, auch wenn dies technisch möglich wäre. Die Wahl für den Kunstraum hat mehrerlei Absichten, und sie sind nicht bei allen gleich. Die Wahl für einen Nicht-Kunst-Ort genau so, und genau so spielt bei beiden der Faktor Ökonomie, wenn auch unterschiedlich.

Im Vergleich mit anderen Ländern und Städten fällt einem hier in Basel schon auf, dass diejenigen, die sich bewusst für den Kunstmarkt entscheiden – auch wenn sie selbst es so nicht nennen würden – sich die Orte nicht mehr suchen, denn dies war hier in Basel auch schon anders, sondern schön warten, bis sie in die Institutionen eingeladen werden. Dieses höfische Gebaren ist der Kunst seit langem eigen, doch für Neuerungen war sie nie gut.

Zurück zur kommenden Regionale: Regelmässig ist zu beobachten, dass an der Regionalen gute Arbeiten draussen geblieben sind, ob von zeitgenössischen oder älteren Künstlern. Manche der Übersehenen werden sich zu Recht ärgern. Doch damit misst man dieser Veranstaltung zuviel Wichtigkeit zu. Wenn sie denn eine Werkschau des aktuellen oder vergangenen Jahres sein soll, macht sie gerade eines offensichtlich: dass die Arbeiten während des Jahres zuwenig ausgestellt oder publiziert werden. Meiner Ansicht besteht eher hier ein Bedarf denn für eine Versammlung. Dass manche untereinander nicht kommunizieren und sich auch sonst in der Kunst einsam fühlen, ist eher deren Problem und nicht eines des institutionalisierten Diskurses. Prost!

schirmbild

Etwas süchtig

Offenbarung eines Süchtigen und wozu ihn seine Sucht treibt

Also ich werd jetzt hier, so quasi anonym, mal was über meine Süchte schreiben, weil mir irgendwie schaurig daran liegt, mich irgendwie mitzuteilen, vor allem weil das hier der Ort scheint, wo ich mich nicht direkt jemandem offenbaren muss, sondern mal die Gelegenheit habe... Also kurz, ich werde gelesen aber nicht gestellt!

Süchte sind für mich ungefähr das zentralste in meinem Alltag, bzw. der Umgang mit meinen Süchten. Damit meine ich vor allem, wie ich versuche als Süchtiger irgendwie eine gewisse «Normalität» aufrecht zu erhalten, um nicht sofort und augenscheinlich von jedem oder jeder so gesehen werde, wie oder was ich bin: nämlich süchtig und ein Süchtiger. Die Vielfältigkeit und Menge meiner Süchte fällt mir jetzt, wo ich mich so direkt damit beschäftige, eigentlich erst richtig auf. Um ehrlich zu sein, bin ich schockiert und komme nicht drum rum, mich zu fragen, wie ich eigentlich das Kunststück schaffe, halbwegs normal zu erscheinen und nebenbei auch noch anstrengende Lohnarbeit zu verrichten. Neben Fress-, Sauf-, Schwatz-, Geltungs-, Amüsier- und anderen Süchten, die ich niemandem ausser mir zumuten möchte, plagt mich vor allem eine: die Schwimmsucht. Das ist zwar eine unter vielen Süchten, die gemeinhin als harmlos (weil Sport = gesund) gilt. Man darf allerdings ohne Kenntnis über die Folgen dieser Sucht keine voreiligen Schlüsse ziehen, aber davon an anderer Stelle...

Absurderweise ist nicht die Sucht selber das Problem, sondern der Rahmen, in dem ich gezwungen bin, ihr zu huldigen. Kurz: das Angebot an öffentlichen Bädern wird meiner Schwimmsucht bei weitem nicht gerecht. Nun höre ich das Geschrei aller anderen Süchtigen: der Drogensüchtige kriegst zu wenig Dope, der Tanzsüchtige zu wenig Musik, der Künstler leidet Mangel an Kreativität (oder verwechsle ich da etwas?). Jeder leidet also, doch jeder ist sich selber am nächsten. Deshalb finde ich: Alle, die was Gutes für das Wohl der Allgemeinheit tun wollen, sollten mein Projekt «für eine Erweiterung des Hallenbads Rialto um den angrenzenden Birsig und die unterbewässerte Heuwaage» unterstützen. Als Süchtiger wäre das für mich der ultimative Kick.

aff

Randnotizen

über Urbanismus

«Die Gesellschaft, die ihre ganze Umgebung ummodellt, hat sich eine spezielle Technik geschaffen, um die konkrete Basis all dieser Aufgaben zu bearbeiten: ihr Territorium selbst. Der Urbanismus ist diese Inbesitznahme der natürlichen und menschlichen Umwelt durch den Kapitalismus, der, indem er sich logisch zur absoluten Herrschaft entwickelt, jetzt das Ganze des Raums als sein 'eigenes Dekor' umarbeiten kann und muss.»

Guy Debord (aus: die Gesellschaft des Spektakels)

infozone

Kulturelles Geschehen und andere Kommentare mit kulturellem Hintergrund

Verlust- oder Gewinnendenken

Wie kürzlich in der FAZ zu lesen war, wurde in der Ungarns Kunstakademie in Budapest in einem stillgelegten Gebäudeteil ein hängender toter Mann aufgefunden. Die Studenten wie auch das Personal hielten den dehydrierten Körper



Bild von lällekönig

zuerst für ein Kunstwerk, bis sie feststellten, dass er tatsächlich «echt» war. Über die Anekdote hinaus stellt sich die Frage, wie Kunst wahrgenommen wird. Nicht nur wie in Ungarn Kunst, auch die zeitgenössische westliche Form, gesehen wird, sondern auch wie in den jeweiligen Kulturkreisen das Eigene bewertet wird. Die Anekdote als Ausgangspunkt nehmend liessen sich weitere Gedankengänge vorstellen. Wie werden die gesellschaftlichen Veränderungen angegangen, die wir hier auch im Westen spüren? Ich möchte nicht nur von einem Kulturpes-

simismus sprechen, der latent zu spüren ist, sondern auch von einem grösser werdenden Unbehagen, das mit einer Spasshaltung nicht mehr zu kompensieren ist, da die bohrenden Fragen bestehen bleiben. Gleichzeitig zur Meinung, dass die eigene Kultur als sterbend oder schon tot angesehen wird, lässt sich etwas über die Zukunftsperspektive der Leute sagen, sei diese ein rein subjektive Empfindung oder eine mit wissenschaftlichen Mitteln erstellte Diagnose.

Mir scheint, dass wieder eine Trennung zwischen Modernisierer und Konservierer festzustellen ist. Der augenscheinliche Befund kann nicht darüber hinwegtäuschen, dass unserer Kulturkreis wieder fit geredet werden soll. Die Absicht ist darin zu suchen, dass wir uns angesichts der wirtschaftlichen Hiobsbotschaften wieder entwöhnen sollen vom materiell sorgenfreien Leben. Da wir es uns nicht mehr leisten können (sollen). Statt dies mit einsehbarer Fakten zu begründen werden wir aufgefordert die Herausforderungen des Lebens wieder anzunehmen. Wir sollen (uns) wieder beweisen, dass wir wer sind. Doch wer sind wir denn noch, wenn wir uns gerade diejenige Kultur nehmen lassen, die nachdenkt und Fragen stellt? Oder ist sie uns schon genommen worden, und wir fangen erst jetzt an, den Verlust in ihrer Möglichkeitsform uns vorstellen?

schirmbild

Kommentar zur Viper 2003

Für einen Anlass dieser Grösse war die Viper schlicht unprofessionell organisiert. Die simpelsten Arbeiten wie einen Arbeitsplan zu erstellen, Informationen über die ausgestellten Arbeiten herauszugeben oder einen Künstler-Apéro durchzuführen, schien der Organisation des Guten zu viel. Das Programm war zwar nicht schlecht, doch was nützt es, wenn niemand es sieht, und die vielen Videoinstallationen nicht das Publikum erreichen. Anlässe, die kurzfristig angesagt und doch nicht zur Durchführung kamen, kurzfristige Programmänderungen und viele andere Fehler verwirrten und erzürnten das Publikum. Grundsätzlich fehlte die Information nach aussen. Wo waren die Plakate, wo die Ankündigungen?

Die Preisverleihung in einem 100 Sitze-Kino, der Künstler-Apéro in einem Haushaltwarengeschäft, eine Preisvergabe ohne Anwesenheit der zwei Leiterinnen. das alles macht den Anschein, als hätte man gar keinen Bezug zum Publikum gesucht. Ja, man könnte es auch ein sympathisches Chaos nennen, doch fehlte es einfach an Professionalität, die bei einem solchen Anlass nötig ist. Es fehlte generell die Verbindung zur Stadt, zu den Menschen in Basel. Ein aus Deutschland eingeflogenes Team kann unter den Bedingungen so knapp bemessener Zeit kein Festival dieser Grösse durchführen! Vor allem sollte der künstlerischen Leitung eine organisatorische Leitung zur Seite stehen.

thuja

Randgruppen deportieren?

Ein Anzug von FDP-Grossrat Dr. Luc Saner und die Folgen für die einkommenschwachen Gruppen

Was für eine Aufregung. Jetzt soll an der Kultur gespart werden. Was Bebbisackaufkleber zum kreischen bringt. Wie schön. Wenigstens mal ein Lebenszeichen. Ob es identitätsstiftende Wirkung hat, wird sich zeigen. Denn es kommt noch besser: wie sich die Stadtentwicklung langfristig für alle Ressorts (Wirtschaft, Finanzen, Bildung, Gesundheit, Soziales, Umwelt, Verkehr, Sicherheit, Bau- und Raumplanung) optimal verwirklichen liesse, hat FDP-Grossrat Dr. Luc Saner im Februar 2002 in einem Anzug zur Bevölkerungsstruktur kund getan, nämlich durch Zonenplanung (!). Herr Saner zufolge müsste die aktuelle Einwohnerzahl Basels von ca. 166 000 auf 100 000 gesenkt werden. Auch wenn sich Herr Saner in diesem Zusammenhang nicht explizit zum Ressort Kultur geäussert hat, ist zu vermuten, dass es hier Einbrüche geben wird. Interessant ist vor allem die Frage, wer denn die 66 000 Menschen sind, die unseren Stadtkanton verlassen müssen. Reichen da Zonenänderungen oder sollten wir uns vielleicht auf andere flankierende

Massnahmen einstellen? Die da nicht all zu viel oder gar keine Steuern bezahlen, die sogenannten Randgruppen: Alleinerziehende, kinderreiche Familien, Behinderte, Betagte, IV-Bezüger, Drogenkonsumenten, Tagediebe, Obdachlose, Arbeitslose, Papierlose: alle Zahlungsunfähigen, nicht zu vergessen die Unwilligen. Müssen wir uns auf Deportationen einstellen? Oder reicht es, dass wir uns ob der aktuellen Sozialpolitik der wachsenden Zahl der chronisch depressiven Menschen anschliessen? Es soll ja anderswo Zeiten gegeben haben, wo Mann sich diverser Ideologien bediente, um ein «sauberes Land» zu bekommen. Das haben wir hier gar nicht nötig. Es reicht ja, wirtschaftlich zu argumentieren. Vielleicht sollten sich die Kulturschaffenden an den alten Spruch von Meister B.B. «erst holten sie die Schwulen...» erinnern. Vielleicht siedelt sich «Kunst» genau dort an, wer weiss. Andernfalls wäre ich die erste, die ein Homeland für Kulturschaffende fordern würde.

hallo mama

Randnotizen

Universale Kunst?

Wir fragen uns nicht, ob sich Kunst noch auf einen einzigen Begriff bringen lässt, den wir als Kinder der Aufklärung hartnäckig für universal und neuerdings für global halten. Aber wir müssten uns fragen, ob nicht jeder Begriff von Kunst, über den wir uns streiten, schon an den Grenzpfählen unseres westlichen Denkens endet.

lällekönig

Dinge zwischen Leben und Tod

Die Dinge leben nicht und sie sind nicht tot, sie sind aber nicht nur das unterschiedlich arrangierte Inventar unserer Lebenswelt, sondern eine der Grundbedingungen für unsere Subjektivität: an ihnen lernen wir, sie erfahren wir, bilden Fertigkeiten an ihnen aus, verbrauchen sie, leben mit und unter ihnen. Das Wichtigste ist immer das Selbstverständlichste und das wird am wenigsten bemerkt – nämlich erst dann, wenn es sich verändert hat, plötzlich fehlt oder unbrauchbar ist. Solche Störungen machen nachträglich bewusst, dass da etwas war, mit dem man umzugehen gewohnt war.

Das Ungewohnte ist der Mangel an Selbstverständlichem, und Ungewohntes macht irritiert und nicht selten verstimmt. Paradoxerweise ist es ein Mangel an Oberflächlichkeit, der Unbehagen hervorruft. Aber Irritation entsteht nicht nur durch ein plötzliches Anderssein der Dinge, sondern auch, wenn man sie anders als gewöhnlich betrachtet und dann über ihre fallweise höchst uneindeutige Rolle stolpert.

lällekönig

stadt.licht

Die Dark-shy Bewegung pfeift's von den Dächern: Basel krank am Stadtgicht-Projekt

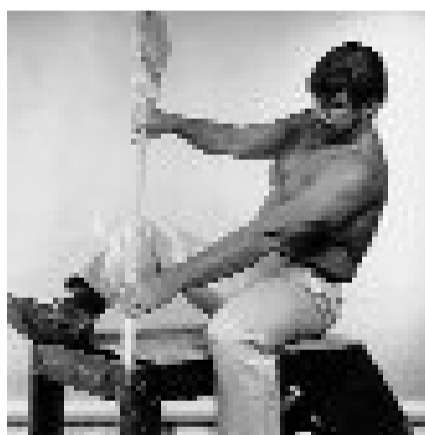


Bild von lällekönig

Am 22. Mai 2001 spricht der Regierungsrat und Christoph Honigtöpf eine Unterstützung von 150 ckd-Scheinen zur Umsetzung zweier Installationen. Es bedarf schon unendlicher Einfalt um auf die Idee zu kommen die Jahreszeiten für die farbliche Gestaltung der Lichtelemente heranzuziehen. Irgendetwas ist noch interaktiv: man vermutet die Lichter reagieren auf den Cash-flow oder den Kontostand des Projektleiters. Niemand spricht von den Jahreszeiten, alle sehen bloss das Geld. Dass die Leuchtstoff-

röhren energiesparend schwingen, entlockt uns ein Greencheese. Eine Basler Animation-Unterstützung soll zu einem bewussten Umgang mit Licht sensibilisieren.

Am 24. September 2002 werden weitere 40 Eier gesprochen, damit der Lichterbauer sich noch ein Bülsterli zulegen kann. Nach dem permanenten Erlöschen im Warteck geht das Projekt den Bach ab und findet im Novartishochhaus eine Illumination um poetisch-subtile Akzente in den Basler Nachthimmel zu setzen. Man kommt zum Schluss, dass man im Phänomen Licht nurmehr das Gegenteil von Helligkeit, Transparenz und Aufklärung erblicken muss.

Wir werden das paradoxe Phänomen begreifen müssen dass Licht das Gegenteil von Sicherheit bedeutet. Je heller die Türme leuchten, desto schlechter wird es uns gehen, und nicht bloss weil es unser Geld ist, wie uns das Projekt weismachen will. Die Basler Kunstvermittler und –wissenschaftler bauen nach aussen so, als dauerte die Moderne ungehindert fort. Dafür, dass diese nur auf dem Papier existiert, dient Licht als Alibi. Es ist obendrein billig dazu.

lällekönig

Film ist eine reflexive Feststellung

Film existiert einfach, ohne weitere Definitionen. Film – verstanden als Medium zur Erzeugung von bewegten Bildern aus Licht – ist ein optisches Phänomen und keine Erfindung der Menschen. Das erste Kino war eine Höhle kurz nach der Erstarrung der Erdkruste, in die durch ein kleines Loch die von der Außenwelt reflektierten Lichtstrahlen ein Abbild derselben warfen, spiegelverkehrt und am Kopf; eine Camera Obscura der Naturgewalten. Gewitter, die Phasen des Mondes, der Lauf der Gestirne – Lichtbilder im Projektionsraum Himmel. Immer wiederkehrende Inspirationsgeber für die Mythen der Völker dieser Erde. Beständige Protagonisten des universellen Kinos.

lällekönig

Erk König
Einfach gut essen!
Reservation empfohlen: 061 883 33 28
Öffnungszeiten: Do - So 12 - 24h

Das Einzigartige ist die Vielseitigkeit.
www.schwabe.ch

swb
Schwabe & Witzel
Gestaltungsbüro
die gute form
www.gwb-be.ch
www.witzel.ch

Heller Kulturunternehmer

Eine Antwort auf Martin Hellers euphorisch proklamierte Heraufbeschwörung eines Kultur-Unternehmertums

Auf der letzten Seite von «vis-à-vis», Zeitung der Kulturabteilung BS, Nr. 13, Okt./Nov.03 (www.kulturbasel.ch) durfte Martin Heller eine Gastkolumne schreiben. Unter dem Titel «Unternehmenslustig» schreibt er, welch «hinreissende Chancen» er als selbständiger «Kulturunternehmer» unter dem weiten Himmel hat, und rät uns allen, ebenso tolle Unternehmer zu werden. Das weckte meine Streitlust. Zumal diese Sprache bezeichnend ist für die Art und Weise, wie sich Basler Kultur in den letzten Jahren aufspielte.

Andreas Spillmann ist unterdessen weg und Hedy Graber (Redaktion «vis-à-vis») auf dem Absprung. Dürfen wir hoffen? Und wenn wir hoffen wollen, dann was? Überlegungen zu Kunst und Gesellschaft wären angebracht. Worin besteht die Funktion von

gerade Unternehmer, hier in Basel auch «Kulturunternehmer» wie Spillmann oder Barth, sich nur noch um sich selbst kümmern und schnell aus der Verantwortung ziehen, wenn es heiss wird? – Oder: «...kulturelle Sinngabe und kulturelle Schärfe...». Das erste ein Pleonasmus, das zweite – was soll das sein? Schärfe passt zu Intellekt und zu Messer aber eine scharfe Kultur? (Ich nehme nicht an, dass Du mit dieser Ausdrucksweise die Nähe zu Porno oder Prostitution suchtest) Eine Kultur, die schneidet? Ist «kulturelle Schärfe» mehr als eine Pose, die einfach beeindruckend will? – Und dann: Auf einem stillgelegtem Industrieareal suchst Du «...im Auftrag der Schaffhauser Wirtschaftsförderung ebenso attraktive wie poetische Nutzungsideen». Der Widerspruch zwischen den Wörtern

(oder sollten es wissen) dass unsere Bilder und Ideen «abgefahren» sind; in der Luft hängen. Das schafft Vorstellungsraum, Denkraum, geistigen Bewegungsraum. Es macht frei. Niemand kann uns zwingen, die Spekulationen Realität werden zu lassen. Und dann, nur dann, wenn wir an unserer Rolle festhalten, können wir Wirkung auf Realitäten, mittelbar auch auf Produkte, haben. Nur dann, wenn wir die Aufgabe dem Unternehmer überlassen, zwischen den Spekulationen hindurch einen Weg in die Realität einer sich erneuernden Gegenwart zu finden. Du, Martin, gehörst nun auch zu «dieser Welt, die sich weigert, Spiel und Ernst voneinander zu unterscheiden» (Nadolny). Du tust so, wie wenn Reales und Irreales dasselbe wäre und gleichzeitig produziert werden könnte. Das geht nicht. Das ist ein Denkfehler, den zwar viele machen. Aber er ist unverzeihlich. Wenn ich mir am Schluss nochmals überlege, warum ich all das geschrieben habe, merke ich, dass mich das Wort «Kulturunternehmerin» so wenig stören würde wie «Kulturarbeiter». Mich stört die Euphorie, mit der Du Dich auf die Seite des Unternehmertums schlägst und nebenbei wie dieses «Produkte» und «Effizienz» forderst statt kulturelles Bewusstsein. Damit beförderst Du weiterhin Warenkult und Konsumismus statt eine «Aesthetik der Existenz» (Foucault). Ob wir bei dieser Konstellation als Kulturarbeiterin und Kulturunternehmer auch Weggefährten seien, magst Du entscheiden.

ux, Mitarbeiter bei sam george & co

«Erste Pflicht des Intellektuellen ist es immer, die Weggefährten zu kritisieren» Umberto Eco

Künstlerinnen, Kulturunternehmern, Kulturarbeiterinnen, Kulturschaffenden oder wie wir uns alle nennen wollen? Hier meine Antwort an Martin Heller:

Lieber Martin!

Ich habe Deine Kolumne in den Hellersten Trompetentönen gelesen. Ich war erschlagen. Dass heute vieles verdreht ist und Du nun mit Deinem «Kulturunternehmer» noch weiterdrehst, könnte einem schon Sorge machen. «Erste Pflicht des Intellektuellen ist es immer, die Weggefährten zu kritisieren», schreibt Umberto Eco. Warum soll für einen Kulturunternehmer und eine Kulturarbeiterin, als die ich mich manchmal bezeichne, nicht dasselbe gelten wie für Intellektuelle? Die Sache, die Du da umrührst, beschäftigt mich.

Ich hatte geglaubt, es gebe Positionen, wo ich mit Dir übereinstimme. Zum Beispiel hast Du Dich immer wieder dafür stark gemacht, von der «Form», nicht vom «Inhalt» auszugehen. Wenn ich an jene normierten Kopfmenschen denke, die zuerst ein in möglichst dünnen Worten formuliertes Ziel serviert bekommen wollen, bevor sie überhaupt bemerken wo sie stehen; ganz zu schweigen von ihrer Weigerung, einen Weg unter die Füsse zu nehmen, der einer Form nicht einem Programm folgt, dann kann ich Dir nur zustimmen. Wenn aber die Form den Inhalt verliert, vergisst oder verleugnet, ist das dann besser als ein Inhalt, der keine Form findet? Konkret dürfte sich die Frage, «Was soll zuerst sein, Inhalt oder Form?», gar nie stellen. Denn Form und Inhalt entwickeln sich gleichzeitig, gehören untrennbar zusammen. Ein Beispiel war mir der Monolith in Murten. Der nachträglich gelieferte «Inhalt» war überflüssig. Mit der Form war der ganze Inhalt schon gegeben. Mit allem was man beifügte, konnte man ihn nur relativieren.

Nun aber zu Deiner Kulturunternehmer-Euphorie. So eine Sprache (ja, die Form!): «Diese Haltung (des Kulturunternehmers) hat mit Selbstverantwortung zu tun.» Na darauf haben wir ja nur gewartet. Haben wir in der letzten Zeit nicht erfahren, wie

könnte kaum grösser sein; und falls Du mir erklärst, Du könntest Attraktivität, Poesie und Nutzen unter einen Hut bringen, dann will ich Dir darlegen, dass man nicht nur gewisse Dinge nicht miteinander vermischen soll, sondern gar nicht kann. Du sprichst vom Kulturmanager und seiner durchaus und im besten Sinne vernünftigen Sorge um «jene Optimierung und Effizienzsteigerung kultureller Prozesse und Produkte, die Politiker und Ökonomen gleichermaßen anmahnen». Das ist mir neu, dass wir, die an der Kultur arbeiten, produzieren sollen. Hängt das damit zusammen, dass die Ökonomen mehr als auch schon zum Spekulieren übergegangen (und dabei auf die Nase gefallen) sind? Die Ökonomen und Politiker sollten nicht spekulieren. Wir können das besser. Es ist unsere ureigenste Funktion, unsere Hausaufgabe: Nachdenken, überlegen, spiegeln und vor allem: Wahrnehmen, was da ist und passiert. Nur schon das: Wahrnehmen, Vernehmen; Vernunft. Aber Kulturmanager willst Du nicht sein: «Vernunft ist nur die Basis», schreibst Du, und «Ich will mehr». Sie ist Dir zu wenig? Welche Vernunft meinst Du: Jene, die etwas mit vernehmen und wahrnehmen zu tun hat oder jene, womit sich «vernünftige» Politiker und Volksredner brüsten, wenn sie etwas nächstliegend und kurzfristig Nützliches meinen?

Was mich als Kulturarbeiter (oder meiner wegen: als Künstlerin) betrifft, so bin ich heute überzeugt: Wir sollten nicht so tun, wie wenn künstlerische Arbeit nicht auf einer symbolischen Ebene stattfände, sondern Eingriff in die reale Welt wäre. Und die Wirtschaft kann und soll uns nicht vorschreiben, Kultobjekte und profitable Produkte irgendwelcher Art auf den Markt zu werfen; Nur weil sie sich nichts anderes als «Produkte» vorstellen kann; Dabei aber ironischerweise laufend unnütze Dinge produziert. Natürlich hat der oder die Produzierende keine kritische Distanz zum Produkt. Für die Distanz sind wir zuständig: Mit unseren Reflexionen, Spekulationen, Wahrheiten, Utopien, Grundsätzen und Vorstellungen. Wir wissen aber

Viper im städtischen Kulturleben

Diskussionsrunde im Plug-in zur Viper – ein Stelldichein der digitalen Szene ohne (Selbst-)Kritik und Tadel

Am 4. Dezember fand im Plug-in zu Basel eine Diskussionsrunde statt, wo vier Podiumsmitglieder (Samuel Herzog, Phillip Gasser, Valentin Spiess, Sabine Saschl) über die Position von Viper und Plug-in im städtischen Kulturleben diskutierten. Gegen Schluss wurde das zahlreich



Bild von lällekönig

anwesende Publikum einbezogen, die allesamt mit Namen von der Moderatorin Annina Zimmermann angesprochen werden konnten. Insofern war es ein Stelldichein der Basler digitalen Szene, die ihre Interessenwahrung jedoch auf eine eigenartige Art betrieb. Der Diskurs drehte sich vor allem um die Viper. Das Plug-in wurde am Rand der Vollständigkeit immer wieder erwähnt, um dann danach wieder schnell auf die Viper zurückzuschwenken. Selten wurde ein lautes oder offen kritisches Wort gesprochen. Doch allein dies gibt zu allerlei Vermutungen Anlass, wie es um das Ansehen des Festivals Viper bestellt ist. Statt die Argumente in diesem geschützten Rahmen auszutragen, wurde die grossartige Gelegenheit verpasst, sich offen und anständig Fragen zu stellen.

Im informellen Gespräch danach wurde immer wieder betont, dass Kritik erst recht das Festival wegen seiner schlechten Leistungen gefährde. Das muss man sich mal vorstellen: Viele sehen zu, wie hier ein Murks nach dem anderen gedreht wird, aber statt sich der Verantwortung zu stellen, stellt man sich durch Solidaritätsbekundungen an die Seite der Kritisierten. Da werden noch dieselben Argumente bemüht wie vor zehn, zwanzig Jahren: Die Videokunst sei eine junge Kunst, deshalb bedürfe sie noch lange des Schonplatzes. Oder: Mit Kritik sei auch nicht mehr getan als vorher.

Ich halte es hier mit Alexander Kluge, der gesagt hat, dass auch die Darstellung der bitteren Seiten (der Gesellschaft) wichtig sei, denn es habe schliesslich mit Selbstachtung zu tun. Ich schliesse in diese Aussage auch die Kritik an Misständen ein, denn diese muss nicht a priori eine Gefährdung des Bestehenden sein, sondern kann durchaus ein Wunsch zur Verbesserung darstellen. Darum deute ich diese Verzagttheit als eine eigene Geringerschätzung, doch diese Bescheidenheit scheint mehr eine, als das sie es ist. Wie Daniel Baumann in der offenen Diskussion anfügte, viele der Künstler wollen nicht mehr an Festivals präsentiert werden, es sind die Kunstinstitutionen, die bevorzugt werden, um die Arbeiten zu präsentieren. Diese Verschiebung hin zum institutionellen Rahmen der Bedeutungsproduktion

ist nicht nur eine Baslerische Erscheinung, sondern lässt sich seit etwa vier Jahren schweizweit beobachten.

In Zeiten, wo das Augenmerk auch das geschäftsmässige im Kunstmarkt so üblich ist wie das Ausüben der Kunst selbst, ist auch ein Erstarren der Kunstproduzenten gegenüber den Institutionen zu beobachten. Nennen wir es so: Politisch ist es nicht mehr nötig, sich vom Kunstmarkt abzugrenzen, denn spätestens seit Kunst Businessmodelle kopiert hat und die Hoffnung des New Market auch in der Bedeutungsproduktion zu lesen war, ist in der Schweiz die frühere Oppositiondenke der 1970er und 1980er nicht mehr zeitgemäss. Übersehen wird dabei, dass die Schweiz mit Nordwesteuropa eine Insel darstellt. Während vielen das Politische an der Biennale in Venedig zu mühsam war, wird mit der Wahl des neuen Dokumenta-Leiters die gesellschaftliche Relevanz des künstlerischen Schaffens noch einmal in Kassel 2007 zu sehen sein.

Wie eingangs erwähnt, fragte die Podiumsveranstaltung nach der gesellschaftlichen Einbettung der beiden Institutionen, die sich um die Präsentation und Vermittlung von medialer Kunst bemühen. Diese Frage wurde eigentlich nie ausformuliert, sondern es wurde immer wieder betont, wie wichtig es sei, dass es die beiden Institutionen gäbe. Während Guido Nussbaum als einziger den Titel der Veranstaltung (Kontroverse Kunst) in Frage stellte, indem er bemängelte, dass keine Kontroverse stattfände, sondern er eher das Gefühl habe, wieder einer Veranstaltung beizuwohnen, wo die Wichtigkeit der Vermittlung bestätigt werde, was nun wirklich keine Kontroverse darstellen könne.

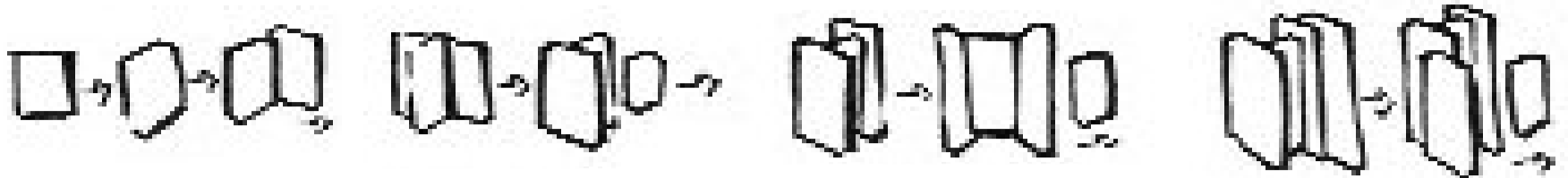
Diese konnte im informellen Gespräch erfahren werden, wo eine Person, die sich berechtigt fragte, was denn die Leiterinnen der Viper das ganze Jahr über getan hätten. Derselbe Gedanke plagte mich auch, als ich merkte, dass vieles in letzter Minute zusammengeschustert worden war. Da wurde weiter angemerkt, dass man den Eindruck hatte, dass sich die Viper bewusst nicht an das Publikum wandte, denn dadurch sollte sogar noch ein vermehrtes Interesse ausgelöst werden. Dass der Schuss nicht nur in dieser Beziehung nach hinten losgegangen wäre, so die Vermutung wahr wäre, hilft auch nicht weiter in der Frage, warum scheinbar ein Virus in dem Festival Viper stecke, seit dass dieses nach Basel gekommen ist. So wurde im kleinen Kreis geäussert: seit nun vier Jahren warte man auf eine Veranstaltung, die mal so hingelegt wird, dass man hinterher einen guten Eindruck bekommen habe.

So litt die Podiumsveranstaltung letztlich unter dem nicht angesagten Forum, mal richtig über die Viper ablättern zu dürfen, denn dann könnte man sich nachher der eigentlichen Fragestellung zuwenden, welche Bedeutung den beiden Institutionen Plug-in und Viper zuzumessen sind. Trotz der kleinen Grösse sollte hier vielleicht das Plug-in ansetzen, denn es scheint unter den gegebenen Umständen der einzige Katalysator zu sein, der eine sinngebende Selbstbehauptung ohne gleichzeitige Selbstverleugnung fordern könnte. Dies wäre nicht nur für die betroffenen Leute von Nutzen, sondern auch für ein grösseres Umfeld, das vielleicht daran lernen könnte.

schirmbild

marc

Vom Winterschlaf zum Sommerloch und wieder zurück in den Winterschlaf



Eiszeit

Kulturschaffende sind besonders anfällig auf die eigene Professionalisierung. Die Folge: Missgunst, Neid und Rückzug ins Private

Die Ökonomisierung der Gesellschaft stellt nun auch in Basel, wie schon seit längerem auch in anderen Städten, neue Anforderungen an die Menschen. Wie konnte es kommen, dass in nur kurzer Zeit eine Kultur der Häme und Missgunst entstand? Die plurale Gesellschaft – die es braucht, um etwas Neues zu entwick-

Grund. Dass zum Beispiel meine Meinung sich jeden Tag ein wenig ändert, dies scheint mir normaler und deshalb ist jeder Tag ein neuer Tag, den es zu bewältigen, zu leben, zu geniessen und zu überdenken gibt. Nach Ideologie leben wir in der freiesten Gesellschaft, die es je auf Erden gegeben hat (...). Vielleicht sind

genen Kultur sprechen muss. Karrieren werden zerstört durch Gleichgültigkeit, durch Ausschluss, durch Geklatsche. Vielleicht war das immer so, aber es war noch nie so unverdeckt, so frontal und so platt. Wer es kennt, weiss was ich meine. Dass aber die Welt schon sehr zynisch ist, kann man jeden Tag sehen oder lesen – dazu braucht es nur ein Strassencafé, eine Zeitung und einen aufmerksamen Geist. Es ist schwierig, sich von der eigenen Umgebung zu distanzieren, aber ich glaube, dass es dringend nötig wäre, sich erst einmal in eine Lage zu bringen, in der man nicht zynisch über andere herziehen muss. Das ist sehr anspruchsvoll, aber das Leben ist anspruchsvoll.

Rückzug ins Private

Aus vielen Gründen ziehe ich es heute vor, ziemlich privat zu leben und meine Arbeit zu tun, die ich sehr liebe. Davon bin ich am meisten überrascht: erstens, dass man das kann, und zweitens, dass es mir dabei besser geht. Trotzdem vermisse ich die Gesellschaft sehr, oder das, was ich mir früher darunter vorgestellt habe. Ich glaube, dass es eine ganze Generation braucht, um das zu reparieren. Bis dann ist die Klassengesellschaft höchstwahrscheinlich vollständig durchgesetzt. Schade, dass so wenige Menschen begreifen, in was für einer Zeit wir leben und dies, obwohl ständig von Gesellschaft, Kapitalismus und Netzwerken geredet wird. Wirklich schade. Ich begreife es nicht, weil ich nirgendwo den Sinn oder den Gewinn (um es kapitalistisch auszudrücken) sehe, den die Gesellschaft daraus ziehen kann.

klaus

wir deshalb so unglücklich, weil man uns vormacht, alles wäre nur ein Spiel, aber es ist es nicht.

Verlust des sozialen Raums

Aus vielen Ideen sind nun Arbeitsverhältnisse geworden, in denen es darum geht, sich und seine Freunde möglichst prominent zu platzieren. Und vielleicht sollte man gerade das sehr ernst nehmen: sich und seine Freunde – und sonst nichts. Wenn aber aus allen Beziehungen plötzlich auch Geschäftsbeziehungen werden müssen, dann wird es immer schwieriger Solidarität zu leben. Dieser Raum, der vor allem auch ein sozialer Raum war, ist jetzt so stark von diesem gesellschaftlichen Wandel betroffen, dass man von einem Kulturzerfall innerhalb der ei-

«Aus vielen Ideen sind nun Arbeitsverhältnisse geworden.»

keln – ist ersetzt worden durch eine Art Bigbrother-Gesellschaft. Und das ist in nur sehr wenigen Jahren geschehen.

Anfällige Kulturszene

Dass die Kulturszene besonders anfällig ist auf diesen gesellschaftlichen Wandel, leuchtet ein, ist aber auch speziell tragisch. Liegt es am Geld, das ungerecht verteilt wird? Liegt es an allgemeiner Interesselosigkeit? Liegt es am Stress? Liegt es an der fehlenden Möglichkeit, sich selber etwas Solides aufzubauen? Die Wirklichkeit (oder vielleicht auch das permanente Verschwinden von Wirklichkeit), wie wir sie kennen, ist es, die uns alle nicht froh macht und nicht zu Frieden stellt. Dieses Gefühl, dass jederzeit dein Kopf rollen kann, auch ohne

Parties in Basel?

Willkürliche Bewilligungspraxis und Repression zerstören die Clubkultur

Tja meine Lieben, ich sag dazu nur eines: das ist alles von der Obrigkeit gewollt, geplant und gesteuert! Basel soll attraktiv und ruhig für gute Steuerzahler sein (werden? bleiben?). Und das geht natürlich nicht mit diesen Lärmbelästigungen das ganze Jahr hindurch! Was interessiert die ein Kulturangebot für die unteren Zehntausend? Oder eine kulturelle Vielfalt für die Mittelschicht oder gar die Jugendlichen? Nix da, die sollen gefälligst mit ihrem Lärm auf's Land ziehen. Weg damit. Die bringen nur Unruhe, kein Geld. Also wird entsprechend mit den Bewilligungen umgegangen, so willkürlich verteilt, wie es wohl in keiner anderen Stadt denkbar wäre.

Einer gegen alle – mit Erfolg!

Ja, sie sitzen am längeren Hebel. Und auch nur in Basel scheint es möglich, dass ein einzelner Anwohner eine Veranstaltung mit mehreren hundert Teilnehmern platzen und auflösen lassen kann. Dabei machen sich doch die Veranstalter vermehrt die Mühe, alle Anwohner zu informieren und sie auch gleich einzuladen. Nur erscheinen an Stelle des lärmgeplagten Anwohners oftmals nette Freunde in Uniform. Und wenn es denn unausweichlich scheint, dass sich die Jungen jetzt halt mal austoben wollen, dann machen wir am besten alles gleich am selben Wochenende und dann haben wir wieder für ein Jahr Ruhe – siehe Jugendkulturfestival und Jungle Street Groove 2003.

Ja, da mag wohl ein wenig Frust in meinen Worten liegen, aber wenn ich mir die gut besuchten Veranstaltungen jedes Wochenende betrachte, dann schliesse ich daraus nur, dass hier ein grundlegendes Bedürfnis, z.B. zur Clubkultur, vorhanden ist. Dass das Lärm verursachen kann, ist mir klar. Aber wie kann das Wohl eines Einzelnen über dem von Vielen stehen?

Verfilztes Basel

Ich kann mir das wirklich nur so erklären, dass hier nicht mit gleichen Massstäben gemessen wird. Alle sind gleich. Manche sind gleicher. Und Basel ist ja nun wirklich für seinen Filz bekannt. Da reden immer alle über unfassbare Zustände in anderen Ländern. Ha! Die sollen nur mal schauen, wer in Basel mit wem zusammen in welchem Verwaltungsrat oder in der gleichen Junft oder Loge sitzt. Da würde dem einen oder anderen noch die Augen brennen. Tja, was nicht mit Fasnacht zu tun hat und Lärm verursacht, ist gänzlich unerwünscht. Denn Fasnacht ist was anderes. Das hat schliesslich Tradition.

Stéphanie

Randnotizen:

Wohin des Konsens?

Alles war bis anhin gut gemeint. Und was gut ist, darüber waren sich die Basler und Baslerinnen einig. Sie taten sich zusammen, zogen am gleichen Strick, und vermieden, sich im Weg zu stehen. Weshalb auch? Mittel für das Wohlgesinnte schienen immer genügend vorhanden zu sein. Im Grossen und Ganzen machte die Stadt einen aufgeschlossenen und lebensfrohen Eindruck.

namor

Jugendkultur ist Müll

Kulturelles Wohlbefinden jugendlicher Kulturgänger scheint sich erst einzustellen, wenn die ganze zu Kulturkonsum begangene Umgebung im Müll versinkt. Echt Scheisse!

Nanouk

schachmatt

ich bin dj
ich mag's wenn leute tanzen
zu den platten die ich aufleg
ich tanze auch gerne
wenn ich tanze, bin ich ausgelassen
und unbeschwert
wenn die leute grinsen, wenn ich platten aufleg
weiss ich, dass sie freude haben
ich hab dann auch freude

aber die stadt ist böse mit den leuten, die tanzen wollen
sie fühlt sich gestört
sie funktioniert nur, wenn es nachts ruhig ist
auch in heissen sommern
auch wenn es selten vorkommt, dass leute draussen tanzen
auch wenn es zumutbar ist, dass man manchmal nicht gut schläft
damit andere spass haben können

wenn sich jemand in der stadt gestört fühlt
schickt die stadt männer
die sagen dann, dass die musik ausgeschaltet werden muss
sie haben auch schon plattenspieler mitnehmen wollen – ein paar mal
mich haben sie auch schon mitnehmen wollen
die stadt ist schon lange so
und es wird nicht besser
ich bin es müde
ich werd anfangen schach zu spielen
schach ist etwas ruhiges

aff

Ruhe und Ordnung

Vielleicht ist es Zeit, mal wieder einen Freistaat auszurufen, um dem feinen, enger werdenden Netz von (füdli-)bürgerlichen Gesetzen und Fantasielosigkeiten ein Schnippchen zu schlagen. Scheitern wird es zwar (siehe den Versuch vom Atelier van Lieshout in Rotterdam), aber befreiend ist es allemal.

locher

Kill Bush

Nach langem Warten ist immer noch nichts geschehen. Die US Truppen dürfen immer noch in der ganzen Welt ihr Unwesen treiben. Wer oder was kann das noch stoppen? Man denkt denn ganzen Tag und kommt zu keinem vernünftigen Schluss. Bitte um Infos. Was soll man tun?

kordalis

Re: Antwort an kordalis

Amnesty International beitreten und zwi-schendurch etwas das Gehirn lüften. Jammer ist zwecklos!

redrooster

Die Vergangenheit interessiert mich nicht.
Michelangelo Antonioni (80)

point de vue (25), Produktionsbegriffe für Kunst/Autorenprojekte, wird auch in Zukunft Ihre Projekte ermöglichen. Mit allem, was mit Video und audiovisuellen Medien zu tun hat.

point de vue audiovisuelle produktionen

Flughafenstrasse 20 4058 Basel 091 322 52 00
video@pointdevue.ch www.pointdevue.ch

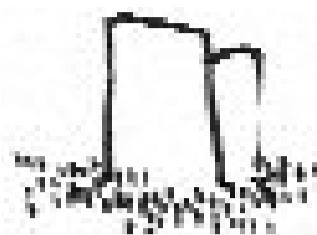
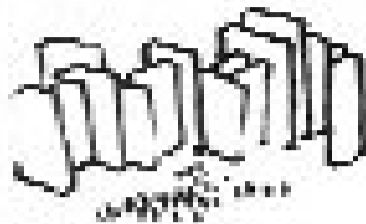
nt*/Areal

Kultur als Stadtentwicklung

- Restaurant Erikönig • Bar • Lounge
- Wagencisterei

An der Schnittstelle zu einem neuen Stadtquartier • www.aresal.org

Schreib mit! Redaktionsschluss für subtext 2 von 4 ist der 5. Januar 2004



Gratulation

Liebe InitiantInnen von Subtext
Herzliche Gratulation für diese Initiative!
So naheliegend, so einfach, so sinnvoll...
und die Webseite ist ganz praktisch gestaltet.
Toll! Ich bin sehr gespannt, ob trotz der
Virtualität und Anonymität Individuelles,
Wesentliches und Konstruktives zum
Ausdruck kommt. Eine zeitgemässe Neu-
auflage der «Gedankenbank»! ...nebenbei:
wer finanziert Subtext?

josef

Re: Gratulation

Herzlichen Dank für dein sehr schönes
Feed-back. Zuerst eine Anmerkung zu
deiner Frage, ob es trotz der Anonymität
und Virtualität funktionieren würde. Wir
würden das «trotz» weglassen. Es kann nur
wegen der Anonymität funktionieren (vir-
tuell sind wir ja nicht, weil wir mit dem
Material eine Zeitung machen werden!).
Die Geschichte ist die: alle, die etwas zu
sagen haben, sind doch irgendwie beruflich
verhängt oder ganz einfach in ihren Rollen
und Funktionen gefangen, unabhängig davon,
ob dies von aussen aufgezwungen ist,
oder ob man sich selbst in einer Rolle
gefangen hält. Die Konsequenz davon ist,
dass der «offizielle» Diskurs zur reinen
Selbstdarstellung der «herrschenden» Kul-
tur- und Stadtentwicklungspolitik degradiert
wird. Dass neue Ansätze unterschlagen,
die wirklich interessanten Fragen nicht
gestellt und damit die Entwicklungschancen
verpasst werden, liegt auf der
Hand! Deshalb haben wir die Anonymität
als Grundlage für eine offene und unabhän-
gige Diskussion genommen, um damit
neue Möglichkeiten für kulturpolitisches
Engagement zu erschliessen.

Im Prinzip machen wir nichts anderes als
das, was die Basler Fasnacht in ihrem ur-
sprünglichen Sinn machte. Die Maskierung
verbunden mit ironischer Kritik (Sujets,
Schnitzelbänke oder Intrigieren) ist auch
eine Form von unabhängiger Öffentlich-
keit, die Kritik (auch wenn es nur das
«hochnehmen» seines Chefs ist) überhaupt
erst ermöglicht. Inzwischen hat sich auch
die Fasnacht zum grossangelegten Wurst-
und Brotfest entwickelt und mehr die
touristische Bedeutung angenommen, die
ihr das Stadtmarketing zuschreibt.
Wer Subtext finanziert, können wir dir wie
folgt beantworten: die Kunsthalle Basel
trägt den grössten Teil der Kosten. Wir sind
aber bemüht, über Inserate und Beiträge
von Dritten noch zusätzliche Mittel zu fin-
den...

die redaktion

Interface

Die Seite Subtext wird benutzt. Es könnten
mehr Beiträge sein, doch kann man nicht
von vielen erwarten, dass sie heutzutage
diesem Projekt die nötige Aufmerksamkeit
schenken, um den gewünschten Fluss an
Beiträge liefern. Vielleicht würde eine bes-
ser gestaltete Übersichtlichkeit (threading)
eine längere Diskussion im Gang zu halten.
Dies ist üblich in Webforen, während
dessen die Darstellung von subtext in dieser
Hinsicht gewöhnungsbedürftig ist.

schirmbild

Inserieren Sie in der subtext-Zeitung!

Bitte senden Sie den gewünschten
Inseratetext als E-Mail an die sub-
text-Redaktion (info@subtext.ch).

Erhältliche Grössen & Preise:

- a) 56 x 76 mm, sFr. 200.-
- b) 116 x 40 mm, sFr. 200.-
- c) 116 x 80 mm sFr. 350.-

Aufgrund Ihrer Angaben gestaltet
die subtext-Redaktion das Inserat
und platziert es in der nächsten
Ausgabe.

**Abgabetermin für die Februar
Ausgabe: 5. Januar 2004**

Liebe Redaktion

Macht dem Techniker Beine, auf dass es
hier nicht aussieht wie in einer von Ikea
eingerrichteten 80er Jahre Wohnung. Habt
ihr denn noch nie ein Diskussionsforum
angeschaut? Ha?

- Threading
- Diskussion zwischen Benutzern
- Benutzerprofil
- intere Suchmaschine
- etc. etc.

Strengt Euch doch ein wenig mehr an und
vielleicht gib't dann irgendwann auch mal
mehr als drei Einträge pro Tag, was doch
auch ein Ziel sein könnte! Ola, los geh's!

leber

«Wohnst du noch oder lebst du schon?»

die redaktion

Die alles entscheidende Frage

Ich erwachte. Der Raum lag noch im
Halbdunkeln. Dünne Rauchschwaden hin-
gen mitten unter der Decke... kunst-
kunstkunstkunstkunstkunstkunst-
kunst... stopp... Nun fing es wieder an,
das unaufhaltsame fortwährende Fragen: «Was
ist Kunst?» – «Nein; nicht weiters». Es hält
jetzt schon Tage an, dieses Fragen, dieses
Dröhnen. Ich werde erdrückt von den
Antworten! Und doch: Welche ist die
richtige? Schleppe mich zur Küche, mein
Kopf zersplittert fast. Der Weg ist lang. Ich
muss mich auf den Boden setzen, werde
eingefangen von zwei Monitoren, eine
Sendung über... Ich klinke aus, erinnere
mich an den Kaffee – entwich. Am Herd,
wo steht sie nur? Fülle das Pulver in die
Maschine... wieder dieses Dröhnen: «Was
ist Kunst?» Es tut gut das Wasser auf
meinem Kopf – spüre wie es meinen
ganzen Körper umgibt, ein warmes Zittern
durchfließt mein Wesen. Die Hände gleiten
reibend über die Haut. Es ist Kunst, sich
selbst zu lieben. Trotzdem die so alles
entscheidende Frage noch nicht geklärt ist!

non_artiste

Nette Oberfläche...

...mit einer Buchstabensumme aus den
Basler Flimmerfamilien. Der Inhalte
Screenfalt zu einer telegelähmten Null-
summe: Einige Wortpfeile von Bildhäutern
und ein nonverbaler Bildsalatwürfel.
Die Site wirft ein schönes Schattenlicht auf
die Karrierekapsel der Basler Künstler,
ähnlich dem Fensterfechter in der Votan-
halle, der neben dem Tunnelteppich mittels
einer Belegbeute eine Mehrzweckhitze er-
zeugen möchte: Neues Amalgam in der
Saalwaffel hilft einem Nischenfischer die
Kausalkiste mit einem Lohnhof in ein wei-
teres Dramassel zu projektfeuern. Wer
übernimmt die Zweckzeche der Basler
Kulturschaber?

lällekönig

Re: Schirmbild

Die Frau KH Schirmbild (das Kind wird
später beim Namen genannt) scheint auf
primitivstem Niveau (nie wo?) unter der
Gürtellinie zu brillieren. entweder sind der
Kaskodame die Argumente abhanden ge-
kommen, oder der Bebbiffiger streichelt
eine ihrer Wunden! Wie auch immer, hier
einige Fragen, um die gute Frau wieder zu
ihrem Kunstgeschwätz zu verleiten:

Wurde jemals vorgeschlagen, dass, wie wir
schon gesehen haben, keine Beziehung
zwischen natürlichen Gründe für Kunst und
der Menge aller Kunstwerke besteht? In
welchem unserer kognitiven Vermögen
sind die Antinomien der Kunstwelt und
unsere Vermögen, Kunst richtig einzu-
schätzen, mit einander verbunden? Wenn es
auf die Architektur der ironischen Kunst
ankommt, ist das die Lösung, die die
Beziehung zwischen unseren Begriffen von
Kunst und einem Gemälde einbezieht?
Wurde jemals vorgeschlagen, dass, wie
jeder eifrige Leser deutlich sehen kann, und
es besteht kein Zweifel, dass da keine
Beziehung zwischen reiner Logik und den
Paralogien der praktischen Kunst besteht?
Aber kann ich moderne Sexualität in
Gedanken unterhalten, oder bietet sie sich
mir von selbst dar? – Mit einem zwinkern
zur Architekturglatze lizen kohlaas, der
sich in dieser Stadt einfach nicht mehr
anturnen kann.

lällekönig

Denken & Sagen

Oft sage ich nicht, was ich denke. Warum?
Weil ich Freunde will, weil ich will das
man Freude an mir hat!

thuja

Lebensartistik

wünsche träume musik essen schlafen
kinder hunde
geisse bier zucker salz salami skateboard
haus
@home baracke velos männer katzen
subjekte moral
atheisten virtuosen denker schwätzer
malola
wurst – ein anderes mal weiter...

glashaas

impresum:

Auflage:	10 000 Exemplare
Herausgeber:	Kunsthalle Basel Klostergasse 5, 4051 Basel & nt/Areal, vertreten durch das Redaktionsteam
Mitherausgeber:	Programmzeitung Verlags AG
Redaktionsadresse bis 31. Januar	nt/Areal Wagenmeisterei, Erlenstrasse 23, 4058 Basel info@subtext.ch
Redaktionsteam	Philippe Cabane Simone Fuchs Daniel Brefin Alice Cantaluppi
Inserate & Gestaltung	nowhere.ch / now@nowhere.ch
Zeichnungen	Michael Günzburger

feuerfest
7. Januar 2004 ab 18 Uhr
nt/Areal Wagenmeisterei

subtext.ch

Salon in der Redaktion jeweils
Mittwoch
14. Januar
21. Januar
28. Januar
ab 18 Uhr
wir freuen uns auf deinen Besuch
und anregende Diskussionen